It. sing.
1418
g

It. sing.
418 g

<36602422460014

<36602422460014

Bayer. Staatsbibliothek

Hsing 1118 g

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

It. sing. 1418 g

Reise
durch
Griechenland.

Aus dem Französischen
des
Herrn Savary Claude
übersetzt.

Neue Auflage.

Nürnberg,
bei A. G. Schneider und Weigel.
1821.

Td/59/438
25 HS

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Reise von Alexandria nach Kandia.

Ich verließ Alexandria im Monat September 1779. Da wegen des Krieges das mittelländische Meer mit englischen Korsaren angefüllt war, so lagen unsre (französischen) Postschiffe abgetackelt. Ich mußte daher warten, bis ein neutrales Schiff abgieng. Es fand sich ein Kapitän von Zanthe, einer der Republick Venedig gehörigen Insel, mit welchem ich eins wurde, daß er mich nach Kandia übersetzte.

Ein günstiger Wind blies in unsre Seegel. Wir entfernten uns vom Ufer, nnd kamen bey dem Demant vorbey, einem an der Spize der Insel Pharos stehenden Felsen. Wann das Meer ruhig ist, so raget der fürchterliche Gipfel desselben über das Wasser hervor, ist aber das Meer stürmisch, so schlagen die Wellen darüber zusammen. Man muß um denselben herumfahren, wenn man in den Haven einlaufen will. Indessen ist seine Lage wohl bekannt, und die Seeleute verstehen sich gut darauf, ihm auszuweichen.

Am längsten behält man, wenn man sich von den Ufern Aegyptens entfernt, die Säule des Alexan-

xander Severus im Gesichte, so wie dieselbe der erste Gegenstand ist, den man bey der Annäherung an das Ufer erblickt.

Wir hatten fünf Tage lang den Wind hinter uns, und würden, wenn er nur etwas stärker gewehet hätte, damit leicht nach Kandia gekommen seyn. So aber konnten wir kaum die Hälfte unsers Weges machen. In meinem Leben habe ich niemahls das Meer so ruhig gesehen. Wir fuhren, ohne daß das Schiff im geringsten wankte oder erschüttert wurde, so sanft dahin, als befänden wir uns auf einem Flusse. Unter einem Zelte, das uns vor den heissen Sonnenstrahlen schützte, kühlten uns die Zephire, die ihr Spiel mit dem Tauwerk trieben, und so setzten wir unsre Fahrt fast unmerklich fort. Allein gegen Abend bräunte es sich in Westen an, und es zogen sich nach und nach dicke Wolken auf. Unsre Seeleute befürchteten einen Sturm. Der Wind drehete sich. Es führte uns nicht mehr der von Osten sanftwehende Zephir fort, sondern ein ungestümmer Westwind blies uns entgegen und widersetzte sich unsrer Fahrt. Umsonst suchten wir ihn zu bekämpfen. Unser Laviren, womit wir sieben Tage nach einander anhielten, half nichts, und wir kamen nur, anstatt vorwärts zu rücken, weiter hinter uns. Ich sahe nun ein, daß unser Schiff ein schlechter Seegler, und unsre Matrosen sehr unwissende Leute waren. Die ganze Mannschaft bestund aus Griechen, welche das Schiff nicht recht zu regieren wußten, und

da-

dabey noch überdies sehr langsam zu Werke giengen. Der Kapitän besaß eben so schlechte Kenntnisse. Nicht ein einzigesmahl nahm er die Höhe, hatte auch weder einen Oktanten noch Quadranten am Bord, indem ihm der Gebrauch dieser Instrumente ganz unbekannt war. Von Seekarten wußte er auch nichts, und eben so wenig verstund er sich darauf, den Lauf des Schiffes vermittelst des Logs zu berechnen. Bey Tage richtete er sich blos nach der Sonne, und bey Nacht nach dem Glanz der Sterne; war aber der Himmel überzogen, so richtete er sich, so gut er konnte, nach dem Kompaß, ohne etwas von der Declination der Nadel zu wissen. Mir fielen hiebey die Steuerleute der alten Griechen, und die endlosen Reisen der homerischen Helden ein. Mein Zanthiote wurde es endlich überdrüssig, ohne Erfolg gegen das feindselige Schicksal zu kämpfen, und richtete seinen Lauf nach Klein-Asia, um in einem Haven der dasigen Küste so lange zu warten, bis uns eine günstigere Witterung erlauben würde, unsern Weg weiter fortzusetzen. Er wußte indessen noch nicht, an welchem Ort wir anlegen würden, setzte sich aber vor, wenn wir einmahl das Land erreicht hätten, alsdann sein Möglichstes zu thun, um es nicht mehr aus dem Gesichte zu verliehren.

Endlich jagte der Westwind das Gewölke nach den beschneyten Gipfeln des Libanus, der Himmel klärte sich auf, und die wachthabenden Ma-

trosen riefen von ihren Mastkörben herab, daß sie Land sähen. Wir seegelten darauf zu, ohne zu wissen, wohin wir kommen würden. Als wir näher kamen, erkannten sich unsre Seeleute. Es war die Insel Kastello rosso. Das Ufer schien von allem Grün entblößt zu seyn. Es war bereits dunkel geworden, als wir in dem Haven am Fuße des Felsen, worauf der Flecken, von welchem die Insel ihren Namen führet, gebauet ist, unsre Anker fallen liessen.

Kastello rosso.

Ich wandte meine Zeit in den drey Tagen, welche unser Schiff im Haven zubrachte, dazu an, mich in dem Lande umzusehen, von dem ich nun eine genaue Nachricht geben kann.

Die Insel liegt in dem westlichen Theil eines Meerbusens, der von der Küste Karamaniens, des ehemaligen Lycia, gebildet wird, und die Form eines halben Cirkels hat. Sie hält keine halbe Meile im Umfang, und ist von dem vesten Lande nur durch einen schmalen Kanal abgesondert. Ihre Ufer sind unzugänglich, bis auf die Seite des Havens, wo der aus etwa hundert Häusern bestehende Flecken liegt. Dieser ist auf einem Felsen gebauet, auf dessen Spitze man eine kleine türkische Schanze siehet, welche die Korsaren abschröckt. Der Platz, den er einnimmt, ist theils durch das Meer, theils durch einen sehr rauhen Berg, der sich über 300 Fuß hoch erhebt, beenget.

get. Dieser gerade in die Höhe steigende Berg stellet gleichsam eine Mauer vor, deren Quadersteine über die Häuser herabzustürzen und sie in die Wellen versenken zu wollen drohen. Ich bin auf denselben hinaufgeklettert, und habe oben eine Ebene von einer halben Meile im Umfang angetroffen, die ganz ungebauet und bloß mit halbverbranntem Graß bewachsen war. Mitten darauf steht eine kleine ziemlich armselige und einsame Kapelle.

Von dieser Höhe erblickt man gegen Westen und Süden das mittelländische Meer, der übrige Theil aber des Horizonts wird von dem hohen Bergrücken des Taurus begränzt. Ist man in den Flecken herabgekommen, so glaubet man sich zu unterst in einem Trichter zu befinden. Denn man ist von steilen Wänden umgeben, welche sich in den Wolken verlieren, und die Aussicht nach dem Himmel benehmen. Sie machen eine Einfassung von nackten, gerade in die Höhe steigenden Felsen aus, welche über Abgründen hinhängen. Diese von der Sonne beschienenen Steine werfen ein so blendendes Licht zurück, daß es den Augen wehe thut. Niemahls schmücken sich diese traurigen Ufer mit frischem Grün. Man bekommt nur einige zwiebelartige Gewächse und solche Dorngesträuche, als an dem Rand steiler Abhänge zu wachsen pflegen, zu Gesichte. So ist der Anblick beschaffen, den die Einwohner von Kastello rosso beständig vor Augen haben. Er stellt das Bild einer ewigen Unfruchtbarkeit vor, und ich denke, es möge nir-

gends in der ganzen Welt einen so abscheulichen Wohnplatz geben.

Man kann leicht denken, wie elend die hier wohnenden Griechen daran seyn müssen. Sie können weder säen noch erndten. Es wächst auf der Insel nichts von Gemüse, keine Früchte, kein Korn. Ihre Plantagen machen zusammen nicht mehr als etwa 50 Stück Olivenbäume aus. All ihr Vieh bestehet in Ziegen, welche auf dem Felsen herum klettern, und daselbst ihre Nahrung suchen. Was das Elend vollkommen machet, ist dieses, daß auf der ganzen Insel nur eine einzige Quelle ist, welche sich ganz zu oberst auf dem Hügel befindet. Das Wasser wird von den Weibsleuten geschöpfet. Ich habe zugesehen, wie sie mit vieler Mühe einen steilen Fußsteig hinankletterten, grosse Krüge auf den Schultern trugen, und auf dem Rückweg in beständiger Gefahr waren, mit ihrer Bürde herabzustürzen. Eine solche Wohnung ist wohl nicht sehr einladend. Das schönste Haus wird nicht theurer als um 12 Franken jährlich vermiethet, und eine junge Braut, welche zum Heurathsgut einen Oelbaum und eine Ziege bekommt, wird für reich gehalten.

Indessen gereicht es den Einwohnern von Kastello rosso zu einiger Ersetzung ihres Mangels, daß sie faule Leute zu Nachbarn haben. Wann die Erndtezeit herbeykommt, so begeben sie sich nach Karamanien hinüber, und verrichten für die Türken die Erndtearbeiten. Davon bringen sie Korn,

Wein

Wein und andere Lebensmittel nach Hause. Vermöge ihrer Lage sind sie auch Seeleute. Sie bringen drey Vierteljahre auf der See zu, und verzehren dann im Winter zu Hause bey den Ihrigen, was sie erworben haben. Die meisten handeln mit Holz, welches sie wohlfeil einkaufen, zu Alexandria aber sehr theuer verkaufen. Zu dem Ende führen sie gewisse mit einem Verdeck versehene Fahrzeuge, welche zwar nur eine geringe Last tragen, aber sehr geschwinde gehen, und nicht viel zu unterhalten kosten. Der Fischfang hilft gleichfalls ihren Bedürfnissen zum Theil ab. Dies sind nun die Mittel, welche sie zu ihrem Lebensunterhalt anwenden.

Wider alles Vermuthen fand ich hier einen Landsmann aus der Provence ansäßig. Er hat sich mit einem Griechen verbunden, daß sie beyde gemeinschaftliche Sache mit einander machen wollen. Sie wohnen beyde zusammen in einem Hause, und besitzen mit einander eine Barke. Der erstere, welcher sich unter den Ottomanen Freunde gemacht hat, kauft in Karamanien Bau- und Brennholz ein, und der andere bringt es zum Verkauf nach Aegypten, von wannen er allerley Lebensmittel, die in seinem Lande wohl zu gebrauchen sind, zurück bringt. Sie stehen beyde in ihrer Art gut, und leben sehr einträchtig mit einander. Der Franzose betrachtet sich als den Agenten seiner Nation, und leistet seinen Landesleuten alle die Dienste, die in seinem Vermögen stehen. Dafür erhält er von ihnen

ihnen manche kleine Geschenke. Ich kann nicht umhin, ihn wegen seiner Höflichkeit zu loben. Er hat, um uns eine Ehre zu erweisen, einen Hammel geschlachtet, vielleicht den einzigen, den es in der Insel gab, und uns auf das Beste mit vortreflichem Muscatellerwein bewirthet, welcher auf dem vesten Lande gewachsen war. Alles ist bey ihm auf orientalischen Fuß eingerichtet. Wir speisten auf dem Boden des Zimmers, indem wir um die auf einem Teppich hingestellten Schüsseln herumsassen. Hernach wurde aus einem grossen Becher, der ohne Zweifel der einzige war, den die beyden Kompagnons im Vermögen hatten, herumgetrunken. Nachher kam Kaffee, und dann die Pfeife, aus welcher wir lange rauchen mußten. Ich habe eine Menge Fragen an meinen Wirth ergehen lassen. Unter den Nachrichten, die er mir gab, war auch folgende, die mir vor andern merkwürdig scheint.

„Auf meinen Reisen über die karamanischen „Gebürge fand ich am Fuße eines Baumes, der „vom Maulbeerbaum verschieden ist, Kokons von „einer weissen und feinen Seide, welche viel grösser als die gewöhnlichen Kokons waren. Als „ich die Blätter betrachtete, entdeckte ich die Insekten, wovon selbige kamen. Einige von ihnen spönnen noch. Es waren Raupen von schwärzlichter Farbe, und grösser als die Seidenwürmer. Ich nahm ihrer vier nebst ihren Kokons „mit mir fort, und schickte sie dem Konsul zu Rho-

„des.

„des. Allein er mag sie wohl nicht erhalten ha„ben, indem ich nach der Zeit nichts davon ha„be reden hören.“

Ich gab meinem Wirthe die besten Worte, um ihn zu bewegen, daß er mich an den Ort führen möchte, wo er diese Art von Seidenwürmern gesehen hatte. Allein er schützte vor, daß jetzt ein Krieg bey den Türken jener Provinz entstanden und es daher unmöglich sey, dahin zu kommen. Doch versprach er, mir sogleich, wenn der Friede wieder hergestellt seyn würde, einige davon nebst Blättern von dem Baum, worauf sie leben, nach Kandia zu schicken. ——

Excurs auf das veste Land Patará.

Da sich unweit der Insel schöne Ueberbleibsel aus den alten Zeiten befinden, so unterließ ich nicht, sie zu besehen.

Wenn man von dem Haven Kastello rosso abfährt, und seinen Weg eine halbe Stunde lang gegen Osten fortsetzt, so kommt man in eine Bucht, welche die sich einwärts ziehende Küste von Asia bildet. Sie ist der breiteste Theil des Meerbusens, und hat bey einer Meile im Umfang. Es findet sich daselbst ein bequemer Haven, wo die Schiffe vor dem Sturm gesichert sind. Der erste Gegenstand, der bey der Annäherung an das Land in die Augen fällt, ist ein grosses von schönen Steinen aufgeführtes bogenförmiges Amphitheater. Es ist ungefähr siebenzig Fuß hoch, und

hat 24 Absätze, welche sich einer über dem andern erheben. Bey dem fünften, von oben herunter zu zählen, bemerkt man an jedem Ende des Halbcirkels einen Platz, der mit einem Geländer eingefaßt ist. Ohne Zweifel waren dieses die Hauptplätze, wo die vornehmsten Personen des Landes ihren Stand hatten. Dieses grosse Amphitheater konnte die sämmtlichen Einwohner einer grossen Stadt einnehmen und zu den Schauspielen dienen, welche auf dem Land, vielleicht auch auf dem Wasser gegeben wurden. Es ist so vest gebauet, daß es der Zeit trotzen kann; wenigstens hat es bisher noch nichts von Zerstörung erlitten. Bloß der Sand ist durch das Meer, welches dem Ansehen nach über das alte Ufer hereingedrungen ist, abgeschwemmet worden. Von diesem ansehnlichen Denkmahl weiterhin ist das Land voller Ruinen. Die merkwürdigsten derselben befinden sich in dem Umkreise eines weitläuftigen Platzes. Mehr als alle die übrigen zeichnen sich die stolzen Ueberreste eines geräumigen Gebäudes aus. Verschiedene starke Säulen, wovon einige umgestürzt sind, andere aber noch stehen, dicke Mauern, die bis auf die Hälfte abgetragen sind, künstlich gehauene Kapitäler oder Säulenknäufe, Trümmer von Karniessen, dieß alles läßt auf die Ueberbleibsel eines Tempels schliessen, indem die Alten gerade an den ihren Gottheiten gewidmeten Gebäuden ihre ganze Pracht anzubringen pflegten. Am Fuße der Felsen, welche die Stadt umgaben, erblickt

blickt man mit Verwunderung verschiedene Grabmäler, die noch immer in ganz gutem Stande sind. Einige derselben sind mit Säulen umgeben, auf welchen eine dauerhaft gebaute Kuppel ruhet. Andre stellen bloße Sarkophagen vor, welche in dem Stein ausgehauen sind. Wieder andre machen zusammen eine in den Felsen gehauene Todtenkammer aus, vor welcher sich Stufen befinden, welche zu einem Peristyl hinaufführen, das von freyen Säulen unterstützt wird. Die Raubsucht, welche selbst die heiligsten Gesetze übertritt, hat ihre Hand nach diesen ehrwürdigen Ruhestätten ausgestreckt, und den Stein, womit der Eingang derselben verschlossen war, weggenommen.

In einem solchen traurigen Zustand liegt iene alte einst so blühende Stadt. Und woher dieses? Was mich betrifft, so wäre ich wohl geneigt zu glauben, daß die schrecklichen Erdbeben, welche sich unter den Kaisern des griechischen Reichs ereigneten, den untern Theil jener Stadt verschlungen haben. Die Ruinen, die sich am Ufer und bis in das Wasser hinein finden, scheinen dieß zu bestättigen. Ein andrer Beweis läßt sich daher führen, daß die Amphitheater in den Seestädten, wie man noch in Telmissus, das auf eben derselben Küste liegt, siehet, eine gute Strecke vom Meer und noch überdies auf einem solchen Platz angelegt waren, der zu hoch war, als daß das Meer bis an denselben gelangen konnte. Nun

aber dringen gegenwärtig, wann das Meer stürmisch ist, die Wellen in das bemeldete Amphitheater hinein, schlagen an die Mauern, und wühlen den Sand auf. Endlich sagt auch die Tradition dieses Landes, daß einst die halbe Stadt bey einem Erdbeben untergegangen sey. Ich habe zwar die Zeit, wann dieses geschehen seyn soll, nicht heraus bringen können. Indessen scheint doch die Sache selbst keinem Zweifel unterworfen zu seyn.

Die Stadt halte ich für das alte **Patará**, dessen Lage **Strabo** und **Pomponius Mela** in ihren Beschreibungen von Lycia angeben, und den Haven von Kastello rosso für denjenigen, welchen Livius den Haven **Phönikunt** nennet. Da die Stadt Patará vom Patarus, einem Sohne des Apollo erbauet worden ist, so mögen wohl die beschriebenen Ueberbleibsel eines Tempels demjenigen Tempel des benannten Gottes zu gehöret haben, worin seine Orakelsprüche so wie zu Delos ein halbes Jahr um das andre gehört wurden.

Weitere Fahrt.

Es kostete mir nicht die geringste Ueberwindung, Kastello rosso wieder zu verlassen, wo bloß die Liebe zum Vaterland den Aufenthalt leidlich machen kann.

Als wir aus dem schmalen Kanal, der die Insel vom vesten Lande trennet, heraus waren, folgte unser Kapitán immer dem Ufer in einer Entfer-

fernung von zwo Meilen, ohne sich auf das hohe Meer zu wagen. Eine solche Fahrt würde wohl ihre Annehmlichkeiten gehabt haben, wenn nur auf der Küste Wohnplätze, Waldungen und anmuthige Gegenden zu sehen gewesen wären. Allein sie war durchaus öde. Nirgends zeigte sich ein Dorf. Das wenige Gras, welches im Frühjahr hervorgesprossen war, hatte die Sonne verbrannt, und das Auge erblickte nichts, als über einander liegende Felsen, an welche die Wellen mit einem fürchterlichen Geräusche schlugen. In der Ferne beschränkten die hohen Gipfel der Gebirge den Gesichtskreis. Sie waren der vor Alters auf ihnen gestandenen Tannen beraubt, und nun ohne alle Zierde. Die schattigten Gegenden und die lycischen Haine, in denen sonst Apollo Patareus so gerne weilte *), sind nun verschwunden. Denn die Türken fällen alles Holz, das sie in jenen Landschaften finden, um es an Fremde zu verkaufen oder zu ihrem eigenen Nutzen zu verwenden, setzen aber niemahls nur einen einzigen Baum ein.

Wir trugen grosses Verlangen, bald nach Rhodes zu kommen, um daselbst frische Lebensmittel einzunehmen. Denn unser Kapitän, der eben so wie seine Mannschaft gewohnt war, von Käse, gesal-

*) — — qui Lyciae tenet
Dumeta natalemque sylvam',
Delius et Patareus Apollo.
Horat. Lib. III. Od. 4.

gesalzenen Fischen, getrockneten Feigen und einer Art von ausserordentlich hartem Zwiback, welcher in Aegypten gebacken wird, zu zehren, hatte sich nur auf 10 bis 12 Tage mit frischen Lebensmitteln versehen. Nun aber waren wir bereits 17 Tage auf der See. Das alte Phönicien konnte uns nichts liefern, und wir fiengen an vom Hunger zu leiden, nicht anders als wenn wir eine Reise um die Welt gemacht hätten. Wir hatten nur noch ein wenig Wasser und schwarzes steinhartes Brod, als wir zu unserm Trost die Gebirge von Rhodes entdeckten.

Bald darauf zeigte sich uns ein neuer Anblick. Eine unzählbare Menge von Schwanen und Kranichen schwamm auf der See. Sie formirten gleich Soldaten, die in Schlachtordnung marschiren, ordentliche Reihen. Eine jede Reihe war über eine Viertelsmeile lang, und wir zählten ihrer auf dreissig, welche parallel neben einander schwammen. Die Spitze dieses Heerzugs war wie ein Schiffsvordertheil formirt. Sie hielten sich alle, ungeachtet die Meereswellen sie eins ums andre in die Höhe hoben und niederzogen, in Ordnung und blieben immer im Gleichgewicht. Ihr blendendweisses Gefieder kontrastirte auf eine wundernswürdige Art mit dem grünen und klaren Seewasser. Weiterhin erblickten wir einen andern Haufen, der eben so geordnet war. Sie hatten alle den Kopf nach Afrika gerichtet, wohin sie gemeinschaftlich schwammen.

Die-

Diese Vögel werden vom Schnee und Eis aus den nordlichen Ländern fortgetrieben, und kommen bey der Annäherung des Winters in mildere Gegenden herab. Zuerst begeben sie sich nach dem schwarzen Meer, wo sie Nahrung finden. Wann sich die Kälte daselbst verspüren läßt, so ziehen sie mit dem Nordwind über Kleinasia weg, und ruhen an dem Ufer des mittelländischen Meeres aus. Ueber dieses setzen sie, bald schwimmend, bald fliegend. Auf diese Art gelangen sie an das afrikanische Ufer, hauptsächlich an das ägyptische, wo sie auf den grossen Seen Menzale und Burlos reichlich zu leben finden. Hier halten sie sich nun den ganzen Winter hindurch auf. Die Störche aber, welche dem Ansehen nach eine noch wärmere Luft verlangen, verlassen jene Seen in der Mitte des Novembers, ziehen gegen Said hinauf, und lassen sich an dem Möris und an dem Josephskanal nieder. Sie reinigen selbige Gegend von unzählichen Fröschen, Insekten und kriechenden Thieren, welche sich in den Sümpfen aufhalten.

Als wir den obengenannten Schwänen und Kranichen zusahen, fiengen sie auf einmahl an zu schreyen. Ihre Anführer hatten das Signal gegeben. Diese geflügelten Schwimmer erhoben sich nun miteinander in die Lüfte, und flogen seitwärts fort. Um desto leichter durch die Luft zu streichen, hatten sie ein Dreyeck formirt, wovon

der schärfste Winkel die Spitze des ganzen Schwarms ausmachte.

Unterdessen hatten wir uns der Insel Rhodes so weit genähert, daß wir sie nun ganz vor uns liegen sahen. Es zogen sich Hügel in der Gestalt eines Amphitheates herum, und endigten sich in einen hohen Berg. Wir hoften, noch selbigen Abend in den Haven einzulaufen. Allein in der Nacht veränderte sich schnell der Wind, und nöthigte uns, vor der Insel zu laviren. Wir waren ihr bereits sehr nahe gewesen. Einige reizende grüne Gebüsche versprachen uns schon ihren Schatten gegen die Sonnenhitze, und die Stadt, deren hohe Thürme wir erblickten, machte uns lüstern nach den frischen Lebensmitteln, deren wir so sehr bedurften. Allein, nachdem wir 24 Stunden lang lavirt hatten, ließ sich unser Kapitän durch den Westwind, der von der Insel her wehete, bewegen, zum andernmahl nach der asiatischen Küste zu steuern, und seine Zuflucht in den Meerbusen Macri zu nehmen.

Meerbusen Macri. Telmessus.

Dieser Meerbusen, welcher ehehin Glaucus hieß, erstreckt sich auf 2 Meilen in das Land hinein. Die Ufer zu beyden Seiten, gegen Morgen und gegen Abend, sind sehr hoch. Nach und nach wird er enger, und schließt sich endlich an einem schönen Thal, in welchem gleich vornen sich ein kleines von Griechen bewohntes Dorf befindet.

Wir

Wir eilten, daselbst anzuländen, und uns mit Erfrischungen zu versorgen; allein zum Unglück hatte eine türkische Karavelle, welche in dem Haven vor Anker lag, bereits alles eingenommen. Nicht ein Bissen Brodes war zu bekommen; doch versprach man uns, frisches zu backen.

Unterdessen nahm ich das Thal und die darinn vorhandenen Ueberbleibsel aus den alten Zeiten in Augenschein. Ich gieng zuerst den Krümmungen eines Baches, der dasselbe bewässert und ehemahls der Fluß Glaucus hieß, nach, und fand an dem Gestade desselben einen sehr grossen und mit Früchten beladenen Feigenbaum. Verschiedene Weinstöcke, die an dem Stamme desselben gepflanzt waren, umschlangen ihn, und vermengten ihre grünen Blätter mit seinem Laube, durch welches man purpurfarbige Trauben und Feigen, die schon anfiengen braun zu werden, erblickte. Beyde waren von vortreflichem Geschmack, und ich konnte mich nicht satt genug daran essen. Als ich meinen Hunger gestillet hatte, trank ich von dem Bache, dessen reines und klares Wasser mir viel lieber war, als die köstlichsten Weine.

Am Fusse des Hügels, welcher das Thal gegen Morgen begränzt, lag ehehin Telmessus. Die Alten, welche in Ansehung der Lage dieser Stadt übereinstimmen, rechnen sie, einige zu Karien, andere zu Lycien, ohne Zweifel, weil sie auf den Gränzen dieser beyden Provinzen lag. Ich denke,

ke, man könne sich auf den Strabo verlassen, welcher sie zu Lycien zählt.

Telmessus war keine beträchtliche Stadt; denn Strabo zählt sie nicht unter diejenigen Städte, welche bey den Nationalversammlungen drey Stimmen zu geben berechtiget waren. Aber sie war wegen ihrer Wahrsager berühmt. Cicero sagt im ersten Buch de divinatione, daß daselbst die Wissenschaft der Aruspicer geblühet habe. Ihr Haven ist gegen alle Winde gesichert. Gegen Westen wird er von dem Berge Daedalus gedeckt, gegen Osten von dem Vorgebirge Telmessus, gegen Norden von den erhabenen Hügeln, welche den Fuß des Berges Kragus ausmachen, und gegen Süden von einigen kleinen Inseln, welche sich dem Meerbusen gegen über befinden, und die Gewalt der Wellen brechen. Auch noch heut zu Tage können sich darinn solche Schiffe, die vom Sturme gelitten haben, sicher vor Anker legen. Dieser Vortheil, welcher für Seestädte der schätzbarste ist, machte Telmessus zu einem Handelsplatz, woselbst auch die Künste im Flor waren, wie das dasige schöne Theater, welches Bewunderung verdient, bezeugt. Es ist selbiges im Angesichte des Havens auf dem Hügel, der von der östlichen Seite her die Aussicht nach demselben hat, aufgeführt, formirt einen Halbcirkel, und hat 24 Absätze über einander. Der Eingang auf den Kampfplatz kann durch 3 Thore von sehr simpler Bauart geschehen. Der Theil zur Rechten, welcher

cher sich an den Berg lehnte, ist eingestürzt, und die Stufen liegen unordentlich aufeinander. Das übrige aber hat sich in ziemlich guten Zustande erhalten. Ausserdem ist dieser Schauplatz weder so groß, noch so prächtig, als der zu Patará, hat auch den Verheerungen der Zeit nicht so guten Widerstand gethan. Es ist nicht zu zweifeln, daß jene Gebäude nach der Grösse und Macht derjenigen Städte, welche sie haben aufführen lassen, abgemessen waren. Ich muß noch dieses anmerken, daß ich auf den Steinen des Theaters von Telmessus den Namen des Hrn. Choiseul-Gouffier gelesen habe, der denselben mit vielem Fleiß hat hineinhauen lassen

In einiger Entfernung davon an eben demselben Hügel gegen Norden hin, erblickt man eine grosse Anzahl von Grabstätten, welche in den Felsen gehauen sind. Sie sind in eben dem Geschmack, wie die zu Patará, aber nicht mit gleicher Würde, verfertiget. Vor den ansehnlichsten steht ein Peristyl, das von Säulen getragen wird. Der Golddurst hat die einen so wenig als die andern verschont, sondern sie sind fast alle beschädiget worden. Man hat den Stein, womit sie verschlossen waren, und die Leichnahme, die darin ruheten, weggeschleppet. Ein grosser Theil stellt nur blosse Sarkophagen vor, die in dem Stein ausgehöhlt sind. Weiter hinauf sieht man die Ruinen eines Schlosses, das vielleicht die Citadelle von Telmessus gewesen ist. Dieß ist nun alles, was noch von jener alten Stadt übrig ist. Ihre Denkmähler sind zum Theil

mit

mit Moos und Dorngesträuchen überwachsen. In der Gegend herum habe ich verschiedene junge Ahornbäume und blumentragende Myrtengebüsche bemerkt, die den traurigen Anblick, welchen ich vor mir hatte, ein wenig erheiterten. Nachdem ich mich einen Theil des Tages hindurch auf den Felsen müde geklettert hatte, und von der Sonnenhitze verbrannt worden war, kehrte ich zu meinem lieben Feigenbaum an dem Gestade jenes reizenden Baches zurück, und ruhete in seinem kühlen Schatten aus, mit seinen herrlichen Früchten mich labend. Noch wird jenes schöne Thal wie vor Alters von der Sonne beschienen. Der dasige Boden trägt allenthalben starke Pflanzen, dicke Gebüsche, und Gras, welches durch das Wasser frisch erhalten wird. Allein nirgends kommt eine menschliche Hand der Natur zu Hülfe. Sie ist ungebildet und wild. Dornen wachsen anstatt nützlicher Bäume. Da, wo man vielleicht tragende Kornfelder sehen sollte, kommen Binsen hervor. Würde nur ein wenig Fleiß auf den Anbau jener Gegenden verwendet, so würden sie bald mit Myrthen, Pomeranzen, und Granatenhainen, und überhaupt mit allen Schätzen der Ceres und der Pomona gezieret seyn.

Die Griechen, welche dieses Thal bewohnen, lassen es ungebaut liegen. Man findet keinen Morgen Landes, der bearbeitet wäre. Es fehlt ihnen gänzlich an Muth und an Kraft. Doch was sollen sie auch unternehmen? Wollten sie säen und pflan-

pflanzen, so würde man sie für reich halten, und dann würde der Aga kommen, und ihre Güter verschlingen. Der Bauer läßt seinen Schweiß nur alsdann auf die Erde triefen, wann er Früchte von ihr erndten darf. Mangelt ihm diese Hofnung, so entfällt ihm aller Muth. So ist es aber mit den Griechen, die heut zu Tage unter der ottomanischen Botmäßigkeit stehen, beschaffen. —

Rhodes.

Wir waren zum zweytenmahl im Begrif, in den Haven von Rhodes einzulaufen, als uns wieder ein heftiger Wind auf die hohe See hinaustrieb. Es kostete viele Mühe, das Land wieder zu gewinnen. Endlich senkten wir den Anker eine Meile mittagwärts von der Stadt, in einer kleinen von der Küste gebildeten Vertiefung. Gleich nach meiner Anlandung begab ich mich zu dem französischen Konsul, Hrn. Potonier, der mich sehr höflich aufnahm, und mir einen Platz in seiner Wohnung zu Neocorio, einem bey Rhodes liegenden Dorf, wo der französische Konsul gewöhnlich residirt, einräumte.

Die heutige Stadt Rhodes ist auf den Ruinen der alten erbauet, nimmt aber nur den vierten Theil ihres Umfangs ein. Es ist kein einziges merkwürdiges Gebäude darin zu sehen. Nicht einmahl Spuren von dem Theater, den Tempeln und bedeckten Gängen der alten Stadt sind mehr vorhanden. Statüen, Kolossen, Gemälde, alles ist entweder fortgeführt, oder vernichtet worden.

den. Anstatt der ehemaligen breiten und künstlich geführten Gassen, ingleichen der schnurgeraden Gebäude, deren Façaden nach einerley architektonischer Ordnung gebauet waren, trifft man nur enge und krumme Gassen, und Häuser ohne allen Geschmack, Ordnung und Verzierung an. Wenn jetzt ein Rhodier aus Alexanders Zeitalter in seine Geburtsstadt käme, so würde er sich nicht darin erkennen, sondern in einem von Barbaren bewohnten Lande zu seyn glauben.

Die Rhodeser Ritter haben von ihrem Aufenthalt allhier Spuren nach sich gelassen. Ihre Wappen und einige Brustbilder von Großmeistern, welche in erhabener Arbeit auf Marmor gehauen sind, dienen an verschiedenen Gebäuden den Façaden zur Zierde. Die Mauern, nebst den Thürmen, welche sie aufgeführt haben, sind noch in gutem Stande, und man erblickt an ihnen noch die rühmlichen Merkmale von der hartnäckigen Vertheidigung der Ritter gegen die Türken. Die Kirche zu St. Johann ist in eine Moschee verwandelt worden. Das weitläuftige Hospital, worinnen von der christlichen Liebe die Glaubigen aus allen Theilen der Welt aufgenommen, und mit dem Benöthigten versorgt wurden, wird gegenwärtig von den Türken zu einem Kornmagazin gebraucht. Diese Barbaren lassen es aber eben so eingehen, wie die Wohnung des Befehlshabers, wo man Marmorbilder und alte Säulen siehet.

Rhodes hat nicht mehr als zween Häven. Der kleinere sieht nach Osten, und heißt Darca. Ein paar Felsen, welche die Natur in einer geringen Entfernung von einander vor demselben hingepflanzet hat, erschweren die Einfahrt, indem nur ein einziges Schiff zwischen ihnen hindurch kommen kann. An den Seiten sind hohe Dämme aufgeführt, welche den Haven gegen alle Winde sichern. Die Türken haben seit der Eroberung der Insel kein Körngen Sand aus demselben hinausgeschafft, und lassen es geschehen, daß er sich nach und nach immer mehr verstopft. Er ist jetzt nur für Kauffahrteyschiffe tief genug, und diese müssen noch überdieß, ehe sie einlaufen, einen Theil ihrer Ladung ausladen. Hier werden die Schiffe zur Ausbesserung umgelegt, und Karavellen für den Großherrn gebauet. Man könnte dieses schöne Bassin gar wohl für grosse Schiffe zurichten, wenn man sich solcher Mittel, wie zu Marseille und anderwärts, bedienen wollte, um es zu vertiefen.

Der andre Haven ist grösser, und führt den Namen Rhodes. Fregatten von 30 Kanonen können darinn vor Anker gehen. Sie sind darinnen vor den Westwinden gesichert, welche in jenen Strichen neun Monate im Jahr an einander regieren. Der Nordwind hingegen, und der Nordostwind, können daselbst ihre volle Gewalt ausüben, und wann sie heftig wehen, so sind die Schiffe in Gefahr, an den Mauern der Stadt oder an den Felsen zu scheitern. Obgleich

gleich Rhodes nichts mehr von seiner ehemaligen Pracht besitzt, so geben dennoch, nebst der vortheilhaften Lage dieser Stadt auf der Spitze eines Vorgebirges, ihre in Form eines Amphitheaters geordneten Häuser, ihre vesten Mauern und ihre herauswärts auf Steinfelsen gebaueten Thürme, derselben ein solches Ansehen von Stärke und Macht, wodurch die Augen der Seefahrer getäuschet werden. Indessen liegen in der Insel keine Truppen, und die Schanzen sind ohne Vertheidiger. Zwar lassen die Einwohner zu Kriegszeiten Soldaten aus Karamanien zur Beschützung der Stadt kommen. Allein es sind undisciplinirte Haufen, welche sich allen Ausschweifungen einer blinden Wildheit überlassen, so daß man sich vor ihnen mehr als vor dem Feinde selbst fürchten muß. Die erste beste Nation, welche Rhodes angreifen wollte, könnte es erobern.

Ein Pascha ist Generalgouverneur der Insel. Er besitzt eine uneingeschränkte Gewalt. Bürger und Soldaten haben ihn für ihren obersten Richter anzusehen. Er vergiebt die erledigten Stellen, spricht die Todesurtheile, und soll von Amts wegen, so weit sich sein Gouvernement erstreckt, die gute Ordnung erhalten. Da dieser oberste Beamter niemand findet, der sich seinen Befehlen zu widersetzen wagt, so kann er sich ohne die geringste Furcht allen Ausschweifungen der Tyranney überlassen.

Alle Streithändel gehören vor das Tribunal eines Richters, welcher Kadi genennet wird. Seine Entscheidungen sind unwiderrufliche Urtheile. Er theilt auch die geistliche Gerichtsbarkeit mit dem Mufti. Dieser hat in Dingen, welche die Religion betreffen, das meiste zu sagen, und der Pascha darf keinen Menschen eher hinrichten lassen, als bis dieser die Strafe für gesetzmäßig erklärt hat.

Die Griechen und die Juden haben einen General-Intendanten, welcher Muteweli genennet wird. Er hat die Aufsicht über die von dem Großherrn den Mannspersonen unter ihnen auferlegte Kopfsteuer, welche Charatsch heißt. Er schlichtet auch die bey ihnen vorkommenden Zwistigkeiten, ohne daß sie sich an andere Instanzen wenden dürfen. Wenn der Kadi einen griechischen oder jüdischen Schuldner zur Bezahlung verurtheilt hat, so schickt er das gefällete Urtheil dem Muteweli zu, der es dann, wenn er es für recht befindet, zur Vollziehung bringen läßt.

Dieses sind die vornehmsten Beamten in der Insel. Sie scheinen den Verderb derselben gemeinschaftlich befördern zu wollen. Ich will hievon einige Umstände anführen, für deren Wahrheit ich mich verbürgen kann.

Der Boden von Rhodes ist dürr und sandigt. Aber die vielen Quellen, welche ihn bewässern, machen das Erdreich fruchtbar und ergiebig. Getreide wächst darauf zum Bewundern. Das dasige

ge gelbe (türkische) Korn ist schwer, enthält schnee⸗weisses Mehl, und giebt vortrefliches Brod. Würde nur die Hälfte von den Feldern, die dergleichen tragen können, gebauet, so erhielten die Rhodier weit mehr, als sie für sich brauchten, und könnten davon dem Ausländer zukommen lassen. Allein die Türken sind nicht gewohnt, sich mit dem Ackerbau abzugeben, und die Griechen opfern theils ihre Kräfte in den Frohndiensten auf, die ihnen der Muteweli seines Nutzens wegen auferlegt, theils benimmt ihnen die Besorgniß, daß sie die Früchte ihrer Arbeit nicht geniessen dürften, den Muth, und so lassen sie denn die prächtigsten Ebenen ungebaut liegen. Man kann sich leicht vorstellen, daß, wenn der Pascha nur ein Wort spräche, alsdann der Boden mit allen Schätzen des Ackerbaues bereichert seyn würde. Er ist Herr, und dürfte nur befehlen und den Landmann seiner Unterstützung versichern. Allein, da er nicht weiß, ob er morgen noch auf seinem Posten stehen wird, so möchte er auch nicht gerne für seinen Nachfolger arbeiten. Hiezu kommt eine andere Ursache, die ihn noch mehr verleitet, daß er nichts dergleichen unternehmen mag. Das Elend des Landes macht ihn reich. Indem Rhodes seine Einwohner nicht ganz ernährt, so läßt er um einen wohlfeilen Preis in Karamanien Korn einkaufen, das von schlechterer Beschaffenheit ist, und dann dasselbe in geringer Quantität zu Markt bringen, damit ers in einem desto höhern Preis halten könne. Noch ärger

ger ist dieses, daß der auf den ersten Scheffel von neuem Getreyde gesetzte Preis den Maasstab abgiebt, nach welchem das ganze Jahr hindurch das Getreyde verkauft wird. Dieses Gesetz wird nicht abgeändert, sollte auch darüber ein Theil des Volkes zu Grunde gehen. Ein so infames Monopolium, welches diejenigen, die es treiben, geschwind reich macht, zieht die betrübtesten Folgen nach sich. Es verstopfet die Quelle der Handlung und des Ackerbaues. Es erstickt den Trieb der Einwohner zur Arbeit. Was läßt sich von einer Nation versprechen, welcher es an den hauptsächlichsten Lebensbedürfnissen mangelt? Was kann sie den Ausländern für ihre Waaren geben, wenn ihr Boden sie nicht ernähren kann, und wenn sie keine Künste und Manufakturen hat? Wirklich legt auch das allgemeine Elend und die erschreckliche Abnahme der Volksmenge ein Zeugniß gegen jene fehlerhafte Verwaltung ab. Folgende Schilderung wird dies bestättigen.

Die Insel Rhodes enthält zwo Städte: die Hauptstadt, von der ich gehandelt habe, und das alte Lindus. Die erstere wird von Türken und einer kleiner Anzahl Juden bewohnt. Fünf Dörfer sind mit Muselmanen besetzt. Fünf Flecken und ein und vierzig Dörfer haben Griechen zu Einwohnern.

Anzahl der Familien.

Die Türken	. .	4700 Familien.
Die Griechen	.	2500 —
Die Juden	. .	100 —
zusammen	— —	7300 Familien

Rechnen wir auf eine Familie 5 Personen, so bekommen wir 36500 Einwohner. Nun hat die Insel über 40 (französische) Meilen im Umfang. Das wäre nun eine sehr grosse Fläche, die gleichwohl mit weniger Leuten besetzt ist, als sich in einer mäßigen Stadt in Frankreich aufhalten. Sollte man da nicht sagen, daß die Erde in Rhodes ihre Bewohner verhungern läßt? Und doch nichts weniger. Sie ist fruchtbar, und könnte noch immer, wie ehehin, Korn, Oel, vortrefliche Weine, Wachs, und auch Bauholz tragen. Aber der Despotismus, das Monopolium der türkischen Grossen ists, wodurch die Bevölkerung verhindert, und die Menschen gleich bey der Geburt ersticket werden. Die Einkünfte von dieser Insel stehen in genauem Verhältniß mit der Anzahl und mit der Armseligkeit der Rhodier. Ich gebe hier ein Verzeichniß derselben.

Ge-

Gefälle vom Charatsch oder der Kopfsteuer —	42,500	
vom Erndtezehnten	23,050	
vom Zoll —	3,500	
von den Häusern	6,250	
vom Wachsverpacht	10,300	
von der Viehzucht	800	Piaster; oder Thaler zu 3 Livr.: (oder halbe Laubthaler.)
von den Thoren	200	
vom Verpacht der Bäder	1,200	
vom Salz —	700	
vom Weinbau	600	
Neue Auflage auf jeden griechischen und jüdischen Kopf	900	
zusammen —	90,000	

So trägt nun die Insel dem Großhern 90,000 Piaster ein. Allein von dieser Summe müssen 55,000 Piaster abgezogen werden, indem davon die Wächter der Stadt und der Dörfer, die Aufseher der Landgüter, die Unterhaltung der Moscheen, das Brod und die Suppe, welche der Sultan den Armen austheilen läßt, bezahlet werden. Folglich kommen in seinen Schatz nicht mehr als 34,500 Piaster baar.

Nach diesem Ueberschlag, auf dessen Richtigkeit man sich verlassen darf, trägt jene grosse Insel den ottomanischen Kaisern weniger ein, als in Frankreich eine Länderey von einigen Meilen ihrem Besitzer. Man frage nicht lange, wie

ein in den alten Zeiten so mächtiges Volk, welches sich seine vortheilhafte Lage, seine Waldungen, seine Seehäven, seinen fruchtbaren Boden zu Nutze zu machen wußte, und das mittelländische Meer mit seinen siegreichen Flotten bedeckte, so weit habe herunter kommen können. Es verlohr seine Freyheit, und mit derselben seine Wissenschaften und sein Geschick. Die türkische Regierung hat es vollends unglücklich gemacht, und nun ziehet eine kleine Anzahl von elenden Leuten, ohne Handlung, ohne Künste, ohne Betriebsamkeit, indem sie kein Eigenthum besitzen, da und dort auf den verödeten Ebenen ihres alten Vaterlandes herum.

Von den drey Städten, welche, wie die Fabel sagt, durch die Söhne der Sonne erbauet wurden, und Lindus, Jalysus und Kamirus hiessen, hat bloß die erste einige beträchtliche Spuren nach sich gelassen, Kamirus aber und Jalysus sind gänzlich zerstöret. Lindus hatte einen berühmten Tempel der Minerva Lindia, wovon noch die Ueberbleibsel auf einem hohen Hügel, der die Aussicht nach dem Meere hat, zu sehen sind. Die Bruchstücke von den Mauern desselben, welche aus sehr grossen Steinen bestehen, verrathen den ägyptischen Baugeschmack. Die Säulen und die andern Verzierungen sind weggeschafft worden. Auf dem höchsten Gipfel des Felsen bemerket man die Ruinen des Schlosses, welches der Stadt zu einer Veste diente. Der Umfang desselben ist weit, und mit Schutt angefüllt.

Neu-

Neu = Lindus liegt am Fusse dieses Berges. Eine tiefe Bay, welche sich in das Land hinein ziehet, dient dieser Stadt zu einem Haven. Die Schiffe finden darinn einen guten Ankerplatz auf 8 bis 12 Klafter. Sie liegen hier sicher vor den Südwestwinden, welche in der rauhesten Jahrszeit regieren. Zu Anfang des Winters geht man zur Seite eines kleinen Dorfes, welches Massary heißt, vor Anker. Ehe die Stadt Rhodes erbauet wurde, nahm Lindus die Flotten aus Aegypten und Tyrus, welche der Handlung wegen nach dieser Insel segelten, auf. Durch den Handel war Lindus ehemals reich geworden. Eine aufgeklärte Regierung könnte diese Stadt, wenn sie ihre Häven und ihre Lage benützen wollte, auch iezt wider in einen blühenden Zustand versetzen.

Ungefähr mitten in der Insel erhebt sich ein hoher Berg, von welchem man die ganze Insel übersehen kann. Man nennt ihn Artemira. Ich halte ihn für den Berg Atabyris, dessen Strabo erwähnt. Auf demselben stund ein dem Jupiter gewidmeter Tempel. Es ist aber von diesem alten Gebäude nichts mehr vorhanden. An desselben statt ist eine kleine Kapelle gebauet worden, wohin die Griechen wallfahrten. Der Berg Artemira ist sehr steil, so daß man nicht hinauf reiten kann, sondern zu Fuß hinanklettern muß. Man braucht 4 Stunden, bis man seinen Gipfel erreicht. Auf demselben genießt man einer prächtigen Aussicht. Man erblickt an den Gränzen des Horizonts gegen

Nordosten die Gipfel des Kragus, gegen Norden die hohe karamanische Küste, gegen Nordwesten einige kleinere in dem Archipel zerstreuete Inseln, die wie helle Punkte erscheinen, gegen Südwesten das mit Wolken begränzte Haupt des Berges Ida, gegen Mittag und gegen Südosten die grosse Fläche der See, welche die afrikanischen Küsten bespült. Diese Aussicht in die Ferne verändert sich, je nachdem die Gegenstände mehr oder weniger von den Sonnenstrahlen erleuchtet werden, alle Augenblicke, und stellt bewegliche Scenen dar, welche die Blicke auf sich heften. Hat sich der Beobachter an diesen herrlichen Gemälde satt gesehen, so läßt er seine Blicke mit Vergnügen auf die Insel fallen, welche sich unter seinen Füssen in der Runde herumziehet. Er erblickt hie und da auf den erhabensten Bergen alte Tannen, welche die Natur darauf gepflanzet hat. Sie machten ehemahls dicke Waldungen aus, welche die Rhodier sorgfältig schonten, um ihre Flotte davon zu unterhalten. Heut zu Tage aber stehen diese schönen Bäume sehr dünne, weil die Türken sie zum Bau der Karavellen des Großherrn anwenden, und niemahls anstatt der alten wieder junge setzen. Es halten sich in jenen einsamen Gegenden wilde Esel auf, welche ungemein geschwind laufen können.

Jenseits dieser Anhöhen, die man zunächst vor sich hat, wird das Erdreich niedriger, und bildet verschiedene Amphitheater von Hügeln, die sich bis an die See hinabziehen. In dem größten Theil

der

der Insel senkt sich die Küste unmerklich, und ziehet sich allmählig unter das Wasser hin. Es können daher die Schiffe beynahe überall auf eine Taulänge vom Ufer sich vor Anker legen. Die meisten Abhänge sind mit unfruchtbaren Dorngebüschen bewachsen, oder bestehen aus öden Heiden. Auf einigen aber wächst doch noch iener wohlriechende Wein, den die Alten so sehr schätzten. Er hat einen sehr angenehmen Geschmack, den man lange auf der Zunge behält. Die Rhodier erhöhten ihr Vergnügen dadurch, daß sie ihn aus wollüstigen Schaalen tranken. Man könnte ihn leicht vermehren, und verschiedene ansehnliche Hügel, die iezt ganz ungebauet liegen, damit bepflanzen.

Von den schattichten Höhen des Berges Artemira fließt eine grosse Anzahl von Quellen herab, welche die Ebenen und die Thäler fruchtbar machen. Um die Dörfer herum siehet man einige gebauete Felder, wie auch Baumgärten, worinn die Feigen- Granaten- und Pomeranzen-Bäume, ob sie gleich ohne Ordnung und Geschmack gesezt sind, dennoch einen angenehmen Schatten geben. Die Pfirsichbäume, welche zu Plinius Zeiten keine Früchte in Rhodes trugen, sind zwar heut zu Tage fruchtbarer, doch haben die Pfirsiche, welche sie tragen, weder den Geschmack, noch das köstliche Wasser der unsrigen, weil man in ienem Lande nichts von dem Baumbelzen versteht. Der Palmbaum trägt daselbst noch immer blosse Blüthen, aber keine Früchte.

Wenn man in der Insel herumreiset, so thut es einem wehe, durch die artigsten Thäler zu kommen, ohne darinn ein einziges Ort, wäre es auch noch so gering, keine Hütte, nicht einmahl eine Spur von Anbau anzutreffen. Wilde Rosen tapezieren den Fuß der Felsen. Blühende Myrthensträuche machen mit ihren lieblichen Ausdüftungen die Luft wohlriechend. Oleandergebüsche umsäumen die Bäche mit ihren prächtigen Blumen. Und der Landmann sieht zu, wie die Erde eine Menge unnützer Pflanzen hervorbringt, ohne sich die Mühe zu geben, ihrer Fruchtbarkeit zu Hülfe zu kommen, und dann die Vortheile davon zu geniessen.

Man schiebe die Schuld wegen dieser unverzeihlichen Nachlässigkeit nicht auf die Griechen. Sie sind nicht im Stande, weder zu ihrem eigenen Nutzen, noch zum gemeinen Besten etwas zu unternehmen. Das verderbliche Monopolium des Pascha bindet ihnen die Hände. Die beständigen Frohndienste, welche ihnen der Nazir auferlegt, überhäufen sie mit Arbeiten. Dieser Aufseher über das Seewesen gebraucht sie den größten Theil des Jahres, das Holz zu fällen, dessen er zum Bau der Karavellen benöthiget ist. Sie müssen dieses Holz mit unsäglicher Mühe bis nach der Stadt Rhodes liefern. Und was bezahlt er nun für den Transport eines grossen Baums, womit einige Leute eine geraume Zeitlang beschäftiget waren? Funfzehn Sols! Wer sollte sich aber wohl einbilden, daß ein jeder solcher

Stamm,

Stamm, der in das Arsenal kommt, von dem Großherrn mit 60 Livres bezahlt wird?

Der gegenwärtige Nazir kann weder lesen noch schreiben, und muß sich daher auf seine Kosten griechischer Schreiber bedienen, welche aus seinen Schalkungen kein Geheimniß machen. Der Lohn der Bauleute, die auf den Schiffswerften arbeiten, ist von der Pforte vestgesetzt. Aber er zieht ihnen die Hälfte ab. Regnet es etwa nur eine Stunde lang an einander fort, so wird für die Arbeit, die an diesem Tage verrichtet worden ist, nichts bezahlt. Ausserdem setzt er in seinen Berichten die Anzahl der Handwerksleute doppelt an. Daher sind aber auch die Karavellen, welche in Rhodes gebauet werden, sehr schlechte Schiffe. Sie bleiben so lange auf dem Werft liegen, daß das Gerippe manchmahl schon anfängt zu faulen, ehe es noch fertig worden ist; wodurch man sich aber nicht hindern läßt, die Arbeit fortzusetzen. Auf solche Art bereichert sich der Nazir in kurzer Zeit. Von allen Seiten her ertönen Klagen der Verzweiflung über seine Ungerechtigkeit. Aber es wird nicht darauf geachtet. Denn der schändliche Minister ist ihnen schon mit baarem Gelde vorgekommen. Er hat sich durch volle Beutel die Gunst des Kaputan-Pascha erkauft, und sogar der Gewinn, den er sich durch seine Verbrechen schafft, sichert ihm die Schuldlosigkeit zu.

Es ist erschrecklich, seine Blicke auf dergleichen Ungerechtigkeiten zu richten, und dabey zu denken,

daß sich alle bey der Regierung angestellten Vornehme derselben schuldig machen. Diese von der Begierde, sich zu erheben, verblendeten Bösewichte richten ihre Gedanken blos darauf, wie sie sich Schätze sammlen mögen, um dadurch wichtige Bedienungen bey dem Hofe zu erlangen. Sollten sie aber nicht bedenken, daß eben dieselben einst eine Beute des Großherrn werden, der ihnen irgend ein Verbrechen anschuldigen wird, um die Hände nach ihren Gütern ausstrecken zu können? Schöne Art, auf welche die ottomannischen Provinzen verwaltet werden! Alles Geld, das sie besitzen, wird von Konstantinopel verschlungen, und indem die Hauptstadt mit Schätzen vollgepropft wird, schmachten sie vor Armuth. Daher lehnen sich auch die zur Verzweiflung gebrachten Leute allenthalben auf, und bringen dem Throne heftige Stösse bey. Daher neiget sich auch das bis auf seine Grundvesten erschütterte Reich seinem Umsturze entgegen. Das sind die Wirkungen des Despotismus. Möchten doch die Souveraine sich unablässig zu Gemüthe führen, daß sie in eben dem Maase, wie sie ihr Ansehen unumschränkt machen, in der That an Macht und Gewalt verlieren, und daß sie dann, wann ein ganzes Volk vor ihnen zittert, ihrem Fall nur desto näher sind.

Noch ein paar Worte vom Nationalcharakter der Rhodier. Dieser richtet sich, wie bey andern Nationen, nach dem Klima, der Regierungsform, und der Religion. Die Insel genießt eines gemässigten

mässigten Klima, welches Lust und Vergnügen einflößt. Die dasige Luft ist rein und gesund. Epidemische Krankheiten kommen daselbst nicht vor, es wäre denn, daß sie aus andern Ländern dahin gebracht würden. Die Westwinde, welche 9 Monate aneinander wehen, mässigen die Hitze im Sommer. Der Winter führt daselbst niemahls Schnee, Eis oder Reif mit sich. An den allertrübsten Tagen veriagt dennoch die Sonne das Gewölke, und scheinet wenigstens einige Stunden. In dem übrigen Theile des Jahres schießt sie ihre wohlthätigen Strahlen, macht das Erdreich fruchtbar, und reiniget die gewöhnlich feuchte Luft. Ein so schöner Himmel, und ein so lieblich gemässigtes Klima, haben einen merklichen Einfluß auf die Einwohner. Die aus dieser Insel gebürtigen Türken besitzen mehr Sanftheit, mehr Höflichkeit und gute Lebensart, als die aus den übrigen Provinzen des Reichs. Da sie nicht so sehr wie die Griechen der Raubsucht der Grossen ausgesetzt sind, sondern im Besitz ihres Eigenthums ungestört bleiben, so führen sie im Schoose ihrer Familien ein glückseliges Leben. Daher findet man auch an ihnen gute Sitten, Redlichkeit und Leutseeligkeit. Die unter eben diesem Himmel lebenden Griechen sind von Jugend auf gewohnt, sich unter den eisernen Zepter zu beugen, der sie zerschmettert. Daher werden aber auch aus ihnen falsche Leute, Lügner, Schurken. Im Glücke sind sie die stolzesten Menschen, da sie hingegen im Unglück niederträchtig und kriechend

 sind.

sind. Sie besitzen alle diejenigen Unvollkommheiten, welche aus der Sklaverey entspringen. Die Beschaffenheit des Klima bringt bey ihnen zuweilen Anwandlungen von Vergnügen hervor; allein es ist nicht das reine und ruhige Vergnügen der Türken, sondern eine lärmende Trunkenheit. Der Sklave vergißt auf einige Augenblicke seinen Zustand, und tanzt zwischen seinen Ketten.

Ich habe mich nicht so lange in Rhodes aufgehalten, daß ich alle diese bisher angebrachten Bemerkungen selbst hätte machen können, sondern sie sind mir von Herrn Potonier, meinem Gastwirth, welcher fünf Jahre in dem Lande zugebracht hat, und dasselbe aufs genaueste kennet, mitgetheilet worden.

Weitere Fahrt.

Der Wind, welcher bey unsrer Abreise von Rhodes blies, trieb uns durch die Meerenge, welche Rhodes von dem asiatischen vesten Lande trennet. Hätte jene Insel eine Seemacht, so könnte sie sich dieser Strasse bemeistern, und den Eingang in den Archipel von der östlichen Seite her nach Belieben verschliessen. Ein solcher Posten in den Händen einer andern Nation als der Türken, würde von grosser Erheblichkeit seyn.

Mit unserer Fahrt gieng es langsam zu. Der Wind, welcher durch die hohen Küsten gehemmet wurde, füllte nur zur Noth unsere Seegel. Endlich hörte er gar auf, und wir hatten zween Tage

lang eine gänzliche Stille. Die See war völlig ruhig. Sie sah wie ein glatter Spiegel aus, und warf die Sonnenstrahlen tausendfach zurück. Unser unbewegliches Schiff war gleichsam auf ihre Fläche angenagelt. Wenn man das erstemahl in jenen Gewässern fährt, so kommt es einem vor, als befände man sich auf einem grossen Landsee. Man sieht sich beständig von Inseln oder von dem vesten Lande umgeben. Allenthalben am Horizont erblickt man Land. Wo man nur hinsieht, zeigen sich Felsen, welche senkrecht in die Höhe steigen, und drohende Klippen. Doch hat dieser Anblick nichts fürchterliches für die Seefahrenden. Denn sie wissen, daß es Häven genug giebt, wohin sie bey einem Sturm ihre Zuflucht nehmen können.

Mit einem günstigen Landwinde kamen wir bey Syme vorbey, das wegen seiner Schwämme berühmt ist. Gegen Mittag liessen wir Telos liegen, dessen höchste Gegend wir am Rande des Horizonts bemerkten.

Wir hofften, in den Meerbusen von Cos, insgemein Stancho genannt, einzulaufen, als es uns plötzlich am Wind gebrach, so daß wir vor Nisyros mußten liegen bleiben.

Die Stille, deren wir genossen, war betrüglich. Es steckte ein Sturm darhinter. Der Himmel überzog sich gegen Westen mit finstern Wolken, und bald darauf erhob sich von dieser Seite her ein Wind mit heftigen Stössen. Der Steuermann säumte nicht, sein Schiff zu wenden, und,

anstatt

anstatt daß er sich bemühet hätte, den Haven von Misyros zu gewinnen, ließ er sich vom Winde forttreiben und suchte seine Zuflucht in einer tiefen Bucht der Insel Syme. Auf solche Art verlohren wir innerhalb einiger Stunden den Weg, auf welchen wir verschiedene Tage zugebracht hatten.

Syme.

Diese Insel, die ihren Namen von einem Sohne des Jalysus erhalten hat, steht unter der Gerichtsbarkeit von Rhodes. Sie ist ein blosser Felsen von nicht gar grossen Umfange. Der Boden ist ausserordentlich steinigt und von der Sonnenhitze verbrannt, daher auch weder Korn noch Früchte darauf wachsen. Einige zwischen die Felsen gepflanzte Weinstöcke geben guten Wein. Uebrigens aber ist das Erdreich unfruchtbar. Man findet daselbst nichts als wüste Haiden, wilde Mandelbäume, Dornen, und an feuchten Orten Myrthengebüsche. Die Schwämme, welche häufig um die Insel herum wachsen, sind der einzige Nahrungszweig der Einwohner. Männer, Weiber und Kinder sind geschickte Taucher. Sie suchen alle unter dem Wasser das geringe Erbtheil auf, das ihnen die Natur nachgelassen hat. Vornehmlich sind die Mannspersonen in dieser gefährlichen Kunst überaus geübt. Sie stürzen sich in die See, und fahren auf eine sehr grosse Tiefe hinunter. Zuweilen thun sie sich Gewalt an, um den Athem recht lange an sich zu halten, und werfen dann, wann

sie

sie wieder an die Luft kommen, mit vollem Munde Blut aus. Ein andersmahl laufen sie Gefahr, von Seeungeheuern gefressen zu werden. Das Messer, welches sie in der Hand führen, würde kein zu ihrer Vertheidigung hinlängliches Gewehr seyn. Da sie die Gegenstände durch ienes durchsichtige Element ganz deutlich erkennen, so schiessen sie, sobald sie einen gefrässigen Fisch wahrnehmen, auf das schnelleste von Grund des Meeres herauf und sind in einem Augenblick in ihrem Kahn. Ich habe diese besondern Umstände von einem Taucher desselben Landes erfahren. Er klagte über grosse Lendenschmerzen, über die Härte seiner Lebensart, und über den geringen Gewinn, den er davon zöge, und ich denke wirklich, er habe nicht Unrecht gehabt. Er hatte einen zehniährigen Sohn bey sich in dem Kahn, welchen er in seiner Kunst unterrichtete. Das einzige Erbgut, das er ihm hinterlassen konnte!

Da uns das schlimme Wetter einige Tage in dem Haven von Syme aufhielt, so sahe ich mich in der Insel um, und besuchte das Dorf, worinn die Taucher wohnen. Armuth und Elend guckt daselbst allenthalben hervor. Die Gassen sind enge und schmutzig. Die Häuser sehen wie armseelige Hütten aus, in welche das Tageslicht mit genauer Noth fället. Man sieht es den Leuten, bey ihrer traurigen Miene und Stille, an, daß sie dem Elend unterliegen. Sie verrathen gar nichts von iener regen Neugierde, welche gemeiniglich durch Ausländer erweckt wird. Männer und Weiber tragen

sich

sich auf einerley Art gekleidet, und haben eines wie das andere einen langen Rock, einen Gürtel und ein Schal *) um den Kopf. Man kann sie nur an den Gesichtszügen von einander unterscheiden. Eine grausame Krankheit richtet grosse Verwüstungen unter ihnen an. Es ist der Aussatz, die scheußlichste unter allen Plagen, womit die Menschheit heimgesucht werden kann, welcher in Syme sehr gemein ist. Man sieht die Unglücklichen, welche damit angesteckt sind, wie sie von weitem die Hände nach den Vorübergehenden ausstrecken, und sie mit dumpfer Stimme um ein Allmosen ansprechen. Sie sind von allem Umgang abgeschnitten, und bringen den Rest ihres elenden Lebens unter beständigen Qualen zu. Da mich der Anblick, den ich vor mir hatte, zu sehr rührte, so war ich schon Willens, mich wieder zurück auf das Schiff zu begeben, als ein griechischer Priester durch sein inständiges Zureden mich bewog, bey ihm einzukehren. Er ließ mich auf einem kleinen hölzernen Stuhl, dem einzigen, der in seinem Hause anzutreffen war, niedersitzen, und hockte für sich auf einer elenden Matte nieder. Er erzählte mir, daß er sich in Rom aufgehalten, in dem Seminarium der Propagande studirt habe, dann zum Priesteramt nach Syme berufen worden sey, und daß er seinem Vaterlande den Vorzug vor allen Annehmlichkeiten Italiens einräume. Ich wünschte ihm

Glück

*) Der Schal ist eine leinene Kopfbinde. S. Bibl. der neuesten Reisebeschreib. X. B. S. 104.

Glück wegen seines Geschmacks und seiner Reisen, und dachte bey mir selbst darüber nach, wie es doch möglich wäre, sich in einen solchen Aufenthalt zu verlieben. Der gute Papa war schon sehr beiahrt. Sein weisser Bart hieng bis auf die Brust herab. Er hatte ein ehrwürdiges Ansehen. Ich weiß nicht, dünkte er sich vielleicht so glückseelig auf dem Posten, den ihm der Himmel angewiesen hatte, oder war es ihm einiger Trost, mit einem Europäer die italiänische Sprache, die er seit seiner vierzigiährigen Abwesenheit von Rom beynahe vergessen hatte, zu reden; genug das Vergnügen leuchtete ihm aus seinen Augen hervor, und er überhäufte mich mit Komplimenten. Er verließ mich einen Augenblick, und begab sich in einen finstern Winkel, den er seinen Keller nennte, aus welchem er mit einem grossen Weinkrug wieder kam. Er schenkte davon eine kleine hölzerne Schaale ein, benetzte damit seine Lippen, und bat mich zu trinken. Der Anblick des Gefäßes erweckte bey mir einen grossen Widerwillen. Gern hätte ich mich geweigert. Aber die Rechte der Gastfreundschaft verboten mirs. Ich durfte meinen Wirth nicht misvergnügt machen. Ich nahm also die Schaale von seiner Hand, und trank auf seine Gesundheit. Er trank dagegen auf die meinige, und verlangte, daß ich wieder anfangen sollte. Ich bedankte mich aber dafür. Es fielen mir Philemon und Baucis ein, welche eine enge Strohhütte bewohnten, und einen Tisch von drey Beinen hatten,

ten, deren Geschirre aber bey aller ihrer Simplicität sauber und glänzend waren, so daß die Reinlichkeit allenthalben ihre Dürftigkeit den Augen verbarg. Mein guter Alter war eben so arm, als jenes tugendhafte Paar, nahm auch seine Gäste mit eben so vielem Vergnügen auf. Allein seine zerlumpte Matte, seine rauchigte Stube, und seine rußfarbene Trinkschaale, hatten nichts an sich, das für den Geruch oder für die Augen angenehm gewesen wäre. Ich nahm mit Dank für seine Höflichkeit Abschied von ihm. Er wünschte mir eine glückliche Reise, und wir schieden als gute Freunde von einander.

Weitere Fahrt.

Nachdem wir drey Tage in dem Haven von Syme gelegen waren, giengen wir wieder unter Seegel. Wir waren des Vorsatzes, den Meerbusen von Cos hinaufzufahren, uns nordwärts dieser Insel auf die hohe See zu begeben, und so weiter nach Kandia zu seegeln. Solchergestalt würden die Westwinde uns nicht mehr entgegen gewesen seyn. Allein ein verwünschter Genius wartete bey der Mündung der Strasse auf uns. Zweymahl verwehrte er uns die Einfahrt in dieselbe, und zweymahl trieb er uns nach Nisyros hin. Der Schiffskapitän sahe dieses Hinderniß für einen Schluß des Schicksals an, richtete seinen Lauf nach der mittäglichen Spitze von Stanco, und dann geraden zu nach der Insel Kreta. Der Wind blies heftig von

von Nordwesten her. Die Wellen schlugen mit Ungestümm an die Seite des Schiffs, und brachen sich zuweilen mit grossem Getöse auf dem Verdecke. In der Nacht wurden wir sehr erschreckt. Eine starke Welle schlug in die Kammer des Kapitäns, worinn ich schlief. Mein Bedienter, der sein Bette bey der Thür hatte, wurde ganz überschwemmt. Er erwachte plötzlich, dachte in den Abgrund versenkt zu seyn, und fieng ein jämmerliches Geschrey an. Ich sprang auch in größter Bestürzung auf, und da ich die Kammer voller Wasser sah, glaubte ich, das Schiff habe einen Leck bekommen. Doch wir wurden bald wieder beruhiget. Es war die Treppe vom Verdeck offen gelassen worden, daher sich die Welle in das Schiff ergiessen konnte. Man verschloß sie, und wir blieben nun ohne Furcht.

Mit Tagesanbruch entdeckten wir die Insel Dia, insgemein Standia genannt. Bey derselben legen die nach Kandia bestimmten Schiffe an. Sie müssen nehmlich daselbst einen Theil von ihren Waaren ausladen, weil der Haven der Hauptstadt seit der Eroberung derselben von den Ottomanen viel zu seicht geworden ist, als daß Schiffe, welche 200 Tonnen führen, mit voller Ladung einlaufen können. Wir seegelten sehr geschwinde, und hofften nun einmahl das Ziel unsrer Wünsche zu erreichen. Jedermann war voll Freude, und wir wünschten uns einander schon im Voraus Glück. Wir hatten nur noch eine Stunde Weges

vor uns, als der Wind plötzlich nach Westen umsetzte und sehr heftig wurde. Das Schiff kam von seiner Bahn ab, und unsre süsse Hoffnung verwandelte sich in Traurigkeit. Der Kapitän gab sich Mühe, auf iener Höhe zu bleiben. Er lavirte, und wir kamen unterdessen der Insel Kreta so nahe, daß wir schon das Grün erkannten, womit die Abhänge bis an das Ufer herab bekleidet waren. Dieser reitzende Anblick machte unser Verlangen nur noch feuriger. Allein nachdem wir zweymahl 24 Stunden lang vor Standia lavirt hatten, konnten wir dennoch den Haven nicht erreichen.

Der Wind hatte sich verstärket, und die See tobte. Die Wellen schlugen über das Verdeck. Das zu schwer beladene Schiff steuerte übel, und schien untergehen zu wollen. Zuweilen verlohr es sich mitten zwischen den Wasserbergen, mit welchen es auf allen Seiten umgeben war. Der Kapitän gab dem Sturme nach, lief vor dem Winde und trieb nach der Insel Kasos. Unsre Fahrt gieng nun mit grosser Geschwindigkeit, und in wenig Stunden entdeckten wir die Felsen, welche die Rhede formiren. Die See schlug mit entsetzlichem Getöse an dieselben, und ganze Wellen von Schaum erhoben sich auf eine grosse Höhe. Je näher wir kamen, desto fürchterlicher wurde der Anblick. Unter der ganzen Mannschaft war niemand, der diese Rhede kannte, so daß wir beym Einlaufen in dieselbe nicht wußten, wo wir den Anker senken sollten. Unsre Leute wollten es innerhalb des gegen

gen Westen stehenden Felsen thun, wo wir aber sicher unsern Untergang gefunden hätten. Denn wir befanden uns in einem Augenblick zwischen Klippen, die beynahe dem Wasser gleich waren. Jedermann erblaßte. Unverzüglich wurde das Steuerruder verändert, und wir entgiengen einem Schiffbruch, von welchem wir nur eine Schiffslänge entfernt gewesen waren. Hätte sich unser Schiff nicht regieren lassen, so würde es auf spitzige Klippen hingestürzt und von ihnen in tausend Stücke zerschlagen worden seyn. Eine grosse Barke, welche hinter einem Eiland nordwärts der Rhede vor Anker lag, hatte uns errettet, indem sie uns den rechten Ankerplatz zu erkennen gab.

So war ich nun bereits 45 Tage zur See gewesen. Stets trieben die Winde ihr Spiel mit uns, und iagten uns, indem wir Kandia suchten, von einer Insel zur andern, von einem Land zum andern. So suchte einst Ulysses sein Ithaka, dessen Reisen mir immer wahrscheinlicher vorkamen. In der That hätten sich unsre Seeleute vortrefflich für Homers Zeitalter geschickt. Bey der geringsten Unfreundlichkeit des Wetters eilten sie, sich in einem Haven zu verstecken. Ein französischer Kapitän hätte seit unserer Abfahrt von Alexandria die Reise nach Kreta gewiß sechsmahl gemacht.

So unwissend iene Griechen sind, so abergläubig sind sie auch. Sie glaubten im Ernst, daß ihr Schiff bezaubert wäre. Mir machten sie ein

finstres Gesicht, und ich denke sie haben mich für den Urheber der Bezauberung gehalten. Da sie ausnehmend grosse Schwärmer sind, so mochten sie sich wohl einbilden, daß ein Ketzer an allen ihren Widerwärtigkeiten Schuld haben könne, und daß sich der Zorn des Himmels gegen sie legen würde, wenn sie ihn ins Wasser würfen. Dem sey wie ihm wolle, genug, sie liessen das Boot abgehen, daß es einen griechischen Papa brächte, der die Zauberung aufheben sollte. Er kam an Bord in festlicher Kleidung. In der einen Hand hatte er ein Rauchfaß, und in der andern einen Weihwedel. Ueber seinem schwarzen Priesterrock hieng eine lange Stola. Sein langer Bart seine gerunzelte Stirne und sein spitzig zulaufender Hut gaben ihm einigermassen das Ansehen eines Zauberers. Vor ihm gieng ein Knabe mit einem Becken, worinn Weihwasser war. Der ernsthafte Papa machte den Anfang damit, daß er unsre Kammer besprengte, ohne einen von den Umstehenden zu verschonen. Er weihete uns, die Verdecke, die Masten, die Taue. Dazu sagte er eine Menge Gebete, womit er den Teufel beschwur. Endlich lief er durch das ganze Schiff, mit dem Rauchfaß in der Hand, und immer frisches Rauchwerk anzündend. Jeder von uns bekam seinen Theil, denn man mußte sich beräuchern lassen. Nachdem die Ceremonie geendiget war, reichte uns der Priester ein kleines Becken, worein wir ihm etwas Geld warfen. Im Fortgehen ver-

sprach

sprach er uns eine glückliche Reise und allerley Gutes. Die Matrosen, die nun entzaubert zu seyn vermeynten, sahen ietzt vergnügt aus. Hätten sie lieber einsehen wollen, daß die Bezauberung, welche sie verhinderte an Ort und Stelle zu kommen, bloß darin bestund, daß sie in der Kunst zu schiffen so unerfahren waren. Doch dieses einzusehen, setzt Kenntnisse voraus, die bey ihnen nicht anzutreffen sind.

Kasos.

So sehr ich mich anfänglich über das Schicksal beschwerte, welches uns auf die Rhede vor Kasos geführt hatte, so änderte ich doch, als ich mit den Einwohnern der Insel in Bekanntschaft gekommen war, bald die Sprache.

Die Insel Kasos ist eine von den cykladischen Inseln. Sie liegt von Karpato, heut zu Tage Scarpanto, 2 und eine halbe Meile, und 9 Meilen von Samonium, heut zu Tage Cap Salomon, einem Vorgebirge von Kreta. Sie hält im Umfang 3 Meilen, und hat ein Dorf gleiches Namens. Um sie herum liegen einige kleine Eilande. Ob sie gleich unter türkischer Botmässigkeit stehet, so wohnen doch keine Türken darinn. Die Ursache ist, daß sie keinen vesten Platz hat. Die Türken besorgen, von den maltesischen Korsaren aufgehoben zu werden, ein Streich, der ihnen mehrmahls in Antiparos und an andern Orten, die keine vesten Plätze haben, begegnet ist. Diese

se Besorgnis gereicht den Einwohnern zum Vortheil, indem sie derselben die Ruhe, den Wohlstand und die Freyheit, deren sie geniessen, zu danken haben.

Gleich am Morgen nach unsrer Ankunft auf der Rhede konnte ich dem Verlangen, die Insel zu besuchen, nicht widerstehen. Es wurde die Schaluppe in die See gelassen, und wir ruderten auf die Felsen zu, welche die Insel umgeben. Wir wußten nicht, wo wir an das Land steigen sollten. Allenthalben zeigten sich fürchterliche Klippenspitzen, welche die brausenden Wellen mit ihrem Schaume bleichten. Wohin wir nur unsere Blicke richteten, kam uns Kasos unzugänglich vor. Ein Einwohner bemerkte unsre Verlegenheit. Er kam deswegen aus dem Dorfe herab, und zeigte uns mit einem Sacktuche den Ort an, wohin wir unsern Weg nehmen sollten. Wir erreichten denselben, nachdem wir ungefähr eine Meile lang am Ufer hingefahren waren. Hier wird der Erdboden allmählig niedriger und bildet ein Thal, an dessen Ende ein kleines Bassin ausgehöhlt worden ist, worinnen sich Fahrzeuge aufhalten können. Der Eingang ist nur 12 Schuh breit, und es kostet viele Mühe hindurch zu kommen. Man muß mit der größten Genauigkeit sich gerade in der Mitte halten. Wenn die Barke an die Wände, welche aus eckichten Felsen bestehen, anstößt, so ist sie in Gefahr, zertrümmert zu werden. Hiezu kam, als wir uns vor der Mündung zeigten, noch dieser

Um-

Umstand, daß gerade eine starke Welle wieder zurückschlug. Der Kasiote rief einen seiner Landleute herbey. Jeder von ihnen begab sich auf eine Seite, und dann gaben sie uns ein Zeichen, daß wir so stark als möglich darauf los rudern sollten. In dem Augenblicke, als die Schaluppe in die gefährliche Strasse gelangte, verhüteten sie vermittelst langer Stangen, daß sie nicht an die Felsen rennen konnte, und leiteten sie in den Haven. Dies ist der einzige Weg, auf welchem man an das Land kommen kann. Die Einwohner könnten die Strasse breiter machen, allein sie wollen sich lieber daselbst einiger Gefahr aussetzen, damit sie nur weniger von ihren Feinden befürchten dürfen.

Der Kasiote, der uns den Haven gezeigt hatte, lud uns höflich in das Dorf ein. Wir folgten ihm mit Vergnügen. Ich war auf Französisch gekleidet, hatte einen Degen, Hut, kurz meine ganze Nationaltracht. Es verbreitete sich gleich die Neuigkeit, daß Fremde angekommen seyen. Weiber und Kinder giengen aus ihren Häusern hervor, und erwarteten uns oben auf dem Hügel. Sie liessen viele Neugierde blicken, und betrachteten uns aufmerksam. Als wir bey ihnen vorbeygiengen, schlugen sie alle die Augen bescheiden nieder. Es fanden sich unter dem Haufen sehr artige Frauenzimmer. Einige von ihnen grüßten uns, indem sie uns einen guten Morgen wünschten, und uns willkommen hiessen. Wir antworteten ihnen nach morgenländischer Sitte: möchte dieser Tag

 für

für euch und für eure Gäste ein glückseeliger Tag seyn!

Unser Wegweiser war einer von den vornehmsten Einwohnern der Insel. Ich mußte bey ihm eintreten. Er führte mich in einen Saal, der zwar nicht prächtig meublirt war, aber doch allenthalben auf Reinlichkeit und Wohlstand schliessen ließ. Ringsherum gieng ein Sopha. Mein Wirth wies mir meinen Platz auf einem erhöheten Auftritt an, er selbst aber setzte sich, unterdessen als das Frühstück zubereitet wurde, zu Boden hin. Bald darauf erschienen seine Frau und Tochter, und trugen frische Eyer, Feigen und Weintrauben in der Hand. Die iunge Kasiotinn erröthete vor einem Fremden, der ihr ohne Zweifel auf eine seltsame Art gekleidet vorkam. Während dem, daß wir uns unser Frühstück wohlschmecken liessen, und mir mein Wirth herrlichen Wein in ein weites Trinkgeschirr einschenkte, kamen die meisten Frauen aus dem Dorf auf einen Besuch zu ihm, begrüßten uns, und setzten sich ohne Umstände in dem Zimmer herum. Sie waren aus blosser Neugierde gekommen, und fiengen bald an, sich einander ins Ohr zu flüstern, und alle Stücke der französischen Kleidung nach der Reihe durchzugehen. Es ist etwas seltenes, daß Europäer in diese abgelegene Insel kommen. Solche Augen, welche immer nur geschorne und mit einem Schal umwundene Köpfe, lange mit einem Gürtel aufgebundene Talare, und mit einem Bart bewachsene

sene Kinne zu sehen gewohnt waren, mußten freylich in Verwunderung gerathen, als sie lange in einen Zopf geflochtene Haare, ein glattes Gesicht, einen aufgeschlagenen Hut und kurze Kleider, die nur bis ans Knie reichten, zu sehen bekamen. Man merkte es ihnen an, daß dieser Kontrast ihnen sehr auffiel. Das Lächeln, welches zuweilen ihren Lippen entschlüpfte, gab nicht undeutlich zu erkennen, daß sie manche schalkhafte Anmerkung gemacht haben mochten. Ich meiner Seits gab mit nicht geringerem Vergnügen auf sie Acht. Ich bemerkte vornehmlich ein paar junge Personen, die selbst in Paris für schön würden gegolten haben.

Die sämtlichen Frauenzimmer, die uns mit ihrer Gegenwart beehrten, waren überein gekleidet. Sie trugen alle ein Leibgen, einen Gürtel und einen langen baumwollenen Rock. Der einzige Unterschied bestund in der Stickerey, welche nach dem Geschmack einer jeden verschieden war, und in der Art, wie sie ihre Haare gebunden hatten. Einige liessen sie in einem oder mehreren Zöpfen über die Schultern herabhängen, andere aber hatten sie oben auf dem Kopf zusammen gebunden und liessen sie am Nacken herumfliegen.

Als das Frühstück eingenommen war, begaben sie sich fort. Mein Wirth führte mich in ein andres Zimmer, und, um mir ein Vertrauen zu den Kasioten, vornehmlich zu seiner Person, einzuflößen, zog er aus einem Koffer einen von zween Kapitä-

nen aus der Provence unterzeichneten Schein hervor, den er mir zu lesen überrreichte.

Der eine hatte folgendes geschrieben: Franzose, den irgend einmahl ein Sturm an diese Insel verschlagen wird, traue sicher ihren Einwohnern. Ich habe an diesen Felsen Schiffbruch erlitten, und sie haben mir alle die Hilfe geleistet, welche man in einem solchen Unglück nur immer von Menschen erwarten kann.

Des andern Worte lauteten so: ich rathe meinen Landsleuten, welche durch einen Zufall auf diese Insel kommen werden, daß sie wohl auf ihrer Hut seyen, und sich vor den Einwohnern in Acht nehmen. Sie sind Spitzbuben und Räuber, und Fremde haben sich alles Bösen von diesen schlechten Leuten zu versichern.

Ich gab meinem Wirth diese seltsame Schrift mit einer heitern Miene zurück, und sagte, ich hätte solcher Atteſtate gar nicht nöthig, um ihn für einen rechtschaffenen Mann zu halten. Er verschloß sie wieder auf das sorgfältigste, indem er daran einen vortrefflichen Schatz zu besitzen vermeynte, welches bey mir ein gutes Urtheil von ihm erweckte. Er verstund zwar den Inhalt derselben nicht, und der eine von den Kapitänen hatte ihn hintergangen. Ich wollte ihm aber seinen Irrthum, an dem ihn so viel gelegen war, nicht benehmen. Ueberdies kann dieser Schein doch einiges Mistrauen verursachen, welches immer denen, die ihn zu lesen bekommen, nicht ohne Nutzen seyn

wird. Was mich anbetrifft, so hielt ich mich an das erste Attestat, und fuhr fort, mit meinen Kasioten auf einen vertrauten Fuß umzugehen. Die einzige Vorsicht, die ich gebrauchte, war diese, daß ich mich niemahls unter sie begab, ohne meinen Bedienten und mein Gewehr bey mir zu haben. Doch war meine Behutsamkeit überflüssig. Es wurde mir von ihnen niemahls anders als gut begegnet.

Da ich die Insel näher kennen zu lernen wünschte, so gieng ich aus dem Dorf ab, und nahm meinen Weg nach dem höchsten Berge. Ich erreichte ihn, nachdem ich eine Stunde gegangen war. Man sieht von demselben die Insel Karpatho, welche nicht weit entfernt zu seyn scheint, und deren Küste sich von Osten nach Westen hinziehet. Drey kleine Eilande, welche vor dem Dorfe gegen Osten, Westen und Norden liegen, machen diejenige unabsehliche Rhede, auf welcher wir vor Anker gegangen waren. Sie sind ungebaut und tragen nichts als Buschwerk. Unterhalb der Anhöhe, auf welcher ich mich umsah, steht eine kleine Kapelle, um welche einige Feigenbäume herumgepflanzt sind. Von da fängt eine Hügelkette an, welche sich in einen halben Bogen krümmet, und in der Mitte eine Ebene übrig lässet, welche eine Meile im Umfang hat. Diese ist von den Einwohnern mit unsäglicher Mühe urbar gemacht worden. Sie haben ganze Quadersteine und andere grosse Stücke herausgebrochen, und davon Scheidewän-

de

de aufgeführt. Der ganze Platz ist in Fächer abgetheilt worden, in welche die Kasioten sich getheilt haben. Sie säen darauf zu Anfang der regnerischen Jahrszeit, welche vom October bis in den Februar dauert, Gerste und Korn. Der Regen hält nicht beständig an, fällt aber nur in den benannten Monaten. In der übrigen Jahrszeit ist die Luft klar und heiter. Die Tage sind dann durchgehends schön, und die Nächte gestirnet. Die Seewinde mässigen die Hitze, und man genießt unter einem so schönen Himmel einer angenehmen Wärme, und einer fast ununterbrochenen Gesundheit. Die Abhänge der Hügel sind mit Weinstöcken besetzt, welche einen sehr lieblichen Wein geben. Ich wunderte mich darüber, wie iene fleissigen Ackersleute dergleichen Felsen, die kaum einige Zoll hoch mit Erde bedeckt sind, haben bauen können, und es freuete mich, indem ich bey mir dachte, daß sie für ihre Mühe belohnt würden und von der Insel so viel erhielten, als sie brauchen.

Als ich meine Neugierde befriediget hatte, kehrte ich wieder zurück zu meinem Wirth. Man wartete schon mit dem Mittagmahl auf mich. Ein Huhn mit Reis, frische Eyer, vortreffliche Tauben, Käse und guter Wein, ersetzten, was mir bey den schlechten Mahlzeiten am Bord abgegangen war. Die Mannspersonen speiseten zusammen, und sassen in der Runde herum auf einem Teppich. Die Frauenzimmer befanden sich in einem besondern Zimmer. So ist es Landessitte, und ob sie

gleich

gleich nicht nach französischem Geschmack ist, mußte ich mich doch darnach bequemen. Zu Ende der Mahlzeit gieng die Trinkschaale unter den Gästen herum. Man trank mir auf eine glückliche Reise zu, und ich auf das Wohl der Kasioten. Alle Gäste waren vergnügt, als uns ein Schall von Instrumenten von der Tafel rief.

Ungefähr 20 junge Mädchen, welche alle weiß gekleidet waren, lange fliegende Röcke und geflochtene Haare hatten, traten in das Zimmer herein. Sie begleiteten einen jungen Menschen, der auf der Leyer spielte und dazu sang. Einige von ihnen besassen Annehmlichkeiten, und alle waren frisch und gesund. Sie stellten sich in die Runde, und forderten mich zum Tanz auf. Ich ließ mich nicht lange bitten. Der Reihen, den wir formirten, hatte in Ansehung seiner Verknüpfung etwas besonderes. Der Tänzer giebt nicht den zwo Personen, die am nächsten neben ihm sind, sondern den beyden folgenden die Hand, so daß er seine Arme kreutzweis vor sich, hinter sich aber seine Nachbarinnen hat, welche solchergestalt in die Ringe einer doppelten Kette eingreifen. Dieses Verschlingen ist nicht ohne Anmuth, und man kann leicht einsehen, warum. Mitten im Reihen stund der Musikant. Er leyerte und sang zugleich. Alle hielten die Mensur aufs genaueste, es mochte nun im Tanz vorwärts, oder rückwärts, oder um den Musikanten herumgehen. Ich für meine Person ließ mich lenken, wohin man wollte, und mein

Geist

Geist war weniger mit dem Tanz, als mit den Personen, welche ihn aufführten, beschäftiget.

Am folgenden Tage sah ich mich in dem Dorfe um. Es besteht aus etwa hundert Häusern, deren iedes von einer Familie bewohnt wird. Sie sind alle von Stein aufgeführt, und vest gebauet. Gemeiniglich finden sich darinn zween bis drey niedrige Säle, nebst ein paar Zimmern oder Kammern oben auf. Ein iedes Haus hat seinen eigenen Backofen, und eine Cisterne, welche in den Felsen gehauen ist. Man füllet sie während der regnerischen Jahrszeit, und das Wasser erhält sich darinn rein und klar. Ausserdem aber findet sich unterhalb des Dorfs auf etwa 100 Schritte eine schöne Quelle, welche das ganze Jahr durch fliesset.

Ich kehrte in verschiedenen Häusern ein, und traf darinn Weibsleute an, welche sich mit Spinnen, Sticken, ingleichen mit Verfertigung iener schönen Tücher, die sie zu ihrer Kleidung gebrauchen, beschäftigten. Ihre Webstühle sind klein, aber gut angegeben. Sie arbeiten mit vieler Geschicklichkeit. Ueberall bemerkte ich Thätigkeit, Unverdrossenheit, und eine einnehmende Reinlichkeit. Da mich einige von meinen Tänzerinnen freundlich aufnahmen, so ließ ich mich mit ihnen in ein Gespräch ein, und erkundigte mich, woher es käme, daß in ihrer Insel so viele artige Frauenzimmer, und doch so wenig Mannspersonen zu sehen wären. Denn ich hatte deren nicht mehr als fünf bis sechs angetroffen. Sie gaben mir zur Antwort,

daß

daß die Kasioten im Frühling, Sommer und einen Theil des Herbstes hindurch sich zur See aufhielten. "Sie treiben, sagten sie, im Archipel Handlung, und kommen zwar zuweilen wieder an, um den Ihrigen die Lebensmittel zu bringen, deren selbige benöthiget sind, halten sich aber nur den Winter über ganz bey ihnen auf. Im November besäen sie ihre Felder, erndten im März, und begeben sich gleich hernach wieder auf die See. Da die Produkte der Insel nicht ganz zur Ernährung ihrer Einwohner hinreichen, so sehen sie sich vermüssiget, dem Mangel anders woher abzuhelfen. Sind wir gleich bey diesem Ersatz nicht reich, so leben wir doch in unsern mittelmässigen Vermögensumständen vergnügt. Die Knaben begleiten ihre Väter, und werden Seeleute. Während ihrer Abwesenheit spinnen wir, wie Sie sehen, Baumwolle, und weben einen Theil ihrer und unsrer Kleidungsstücke."

Indem ich so Besuche machte, bewunderte ich die guten und weisen Einrichtungen dieser kleinen Republik, das friedliche Betragen und die Einigkeit, die zwischen ihren Gliedern herrschten, vor allem aber die sanfte Freude und die Zufriedenheit, welche aus ihrem Gesichte hervorleuchteten. Glückseeliges Völkgen, dachte ich, deine Ruhe wird nicht durch Ehrsucht und Intriguen unterbrochen! Der Durst nach Gold hat deine Sitten noch nicht verdorben! Die Zwistigkeiten, die Zänkereyen, die Laster, von denen die Welt voll ist, sind bey dir un-

unbekannt. Man sieht in deiner Insel keinen Bürger, den seine Titel oder Reichthümer aufblähen, daß er seinen geringern Mitbürger unter die Füsse trette. Man sieht bey dir keinen niederträchtigen Sklaven, der den Lastern seines Herrn Weihrauch streue. Mensch und Mensch sind hier einander gleich. Der Kasiote wird vor dem Kasioten weder roth, noch ein Speichellecker. Gegenseitige Achtung und Werthschätzung verbinden sie untereinander. Die reinen Freuden, welche die Natur allen Sterblichen darbietet, sind ihre Vergnügungen. Ein mässiger Wohlstand und eine gegenseitige Gleichheit sind die starken Grundpfeiler ihrer Glückseeligkeit.

Um iedoch der Wahrheit nichts zu vergeben, muß ich gestehen, daß ich einigen artigen Kasiotinnen, mit welchen ich mich in ein vertrauteres Gespräch einließ, eine reitzende Schilderung von dem Zustand der Französinnen gemacht habe. Ich beschrieb sie, wie sie nett gekleidet, zuweilen mit Gold, Seide und Demanten überzogen wären, in prächtigen Wägen führen, von einem Festin zum andern, von einem Schauspiel zum andern eilten, mit Anbetern, die nur ihnen zu gefallen suchten, umringt wären, sich mit nichts, als mit ihren Vergnügungen beschäftigten, und unablässig auf neue Lustbarkeiten dächten. Freylich malte ich ihnen nur die Rosen einer so anmuthsvollen Lebensart vor die Augen. Sie hörten mich voller Verwunderung an, seufzten über sich selbst, warfen einen verächtlichen

lichen Blick auf ihre Insel, und hätten es gerne gesehen, wenn man sie gleich nach Frankeich versetzt hätte. So sehr ist das menschliche Herz geneigt, eine gegenwärtige Glückseeligkeit aufzugeben, um sich den glänzenden Vorspielungen zu überliefern, die bloß ein Geschöpf der Einbildung sind.

An einem andern Tage besuchte ich zwo Schwestern, welche mir als sehr liebenswürdig beschrieben wurden. Die Betrübniß hatte in ihrem Hause die Oberhand. Mitten unter ihren Geschäften entwischten ihnen Seufzer. Die ältere, die ungefähr 18 Jahre alt seyn mochte, war groß, wohlgebauet, und von einer einnehmenden Gestalt. Sie war nicht bey dem Tanz gewe en. Eine tiefe Melancholie verschleyerte ihre Schönheit. Das Kolorit ihrer Wangen war beynahe verbleicht, und ein mattes Feuer funkelte in ihren Augen. Zähren entschlüpften ihren langen Augenwimpern. Wie reitzend war sie! Ihre iüngere Schwester nahm Antheil an ihrem Kummer. Sie gliech einer im Schatten stehenden Blume, welche nicht von den sanften Strahlen der Sonne erwärmt wird, und in ihrer ersten Blüthe verwelket. Ich hätte gerne diesen betrübten Schönen einen Trost eingesprochen. Allein ich war ihnen ia ganz fremde, und sahe auch nicht, wie ich ihnen in so kurzer Zeit ein solches Vertrauen zu mir einflössen könnte, daß sie ihre Thränen von mir abtrocknen liessen. Ich erfuhr, daß die eine von ihnen noch nicht lange ih-

ren geliebten Gatten eingebüßt hatte. Man sagte, es sey das schönste Paar in der Insel gewesen, die Liebe habe das Band vest geknüpft, und der unglückliche junge Mann habe, nachdem er ein Monat in der Ehe gelebt, durch einen Schiffbruch sein Leben verlohren. "Er hatte, setzte man hinzu, noch nicht sein zwanzigstes Jahr erreicht. Die jüngere Schwester, welche ihre ältere zärtlich liebt, weint nun mit ihr. Doch ist es dies nicht allein, was sie bekümmert macht. Sie ist sechzehn Jahr alt, und noch unverheurathet. Mannspersonen giebt es in diesem Lande wenig, indem viele von ihnen ihr Grab in der See finden. Daher bleiben viele von unsern jungen Frauenspersonen ohne Gatten."

Durch diese Erzählung gieng mir ein Licht darüber auf, warum sich in Kandia und in mehrern Städten Kasiotinnen finden, welche ihr Vaterland freywillig verlassen haben. Wenn dergleichen junge Personen weder Beschützer, noch Anverwandte, noch Freunde haben, so sehen sie sich genöthiget, in Dienste zu gehen. Ihre Unschuld geräth in grosse Gefahr; sie lassen sich öfters durch böse Exempel verleiten, oder von reichen Handelsleuten verführen, und ergeben sich einer liederlichen Lebensart. Ich habe deren verschiedene gesehen, welche die Sitten ihres Vaterlandes vergessen, und jene Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, die an ihren Landsleuten so reitzend ist, verlohren hatten.

Wäh-

Während meines Aufenthalts zu Kasos kam eine mit Reis, Melonen, Granatäpfeln und verschiedenen andern Früchten beladene Barke an. Fast alle Frauensleute begaben sich eiligst den Berg hinab, um entweder ihren Gatten, oder ihren Vater, oder ihren Bruder oder einen Freund zu empfangen. Ich habe noch nie so starke Aeusserungen von Freude und Zärtlichkeit gesehen. Sie fielen den Ankommenden mit der größten Rührung um den Hals, schlossen sie in ihre Arme, und dankten dem Himmel, der sie nach ihren Wünschen wieder zurück geführt hätte. Alle möglichen Ausdrücke des Vergnügens und der Liebe wurden von beyden Seiten verschwendet.

Der Nachmittag dieses merkwürdigen Tages wurde der Freude gewidmet. Der Kasiotische Kapitän gab einen kleinen Bal. Ich wohnte demselben auf seine Einladung auch bey. Der Saal war rings herum mit Tänzerinnen umgeben. Sie hatten ihre Haare parfümirt, und die schönsten Leibgen, die aufs beste gestickten Gürtel und die weissesten Röcke angezogen. Es wurden verschiedene Reihen formirt, wobey die Arme auf gewöhnliche Art ineinander geschlungen wurden. Zwo Leyern und einige Sänger, die ihren Platz auf einer Erhöhung im Zimmer genommen hatten, belebten die Bewegungen. Die Fröhlichkeit blickte Allen aus den Augen. Die angekommenen jungen Pursche hatten sich zu ihren Gespielinnen oder Geliebten gesellet. Sie umschlangen sie im Tanzen

mit ihren Armen, und fühlten die Schläge ihrer Herzen. Man sah es ihnen Allen an, wie vergnügt sie waren. Die iungen Griechinnen schlugen ihre Blicke nieder, und wollten sichs weniger merken lassen. Allein die Röthe ihrer Wangen, und das Beben ihres Busen, gaben genugsam zu erkennen, daß sie sich nun bey geliebten Gegenständen befanden. —

Die Westwinde hielten uns ganzer acht Tage lang auf der Rhede von Kasos auf, und ich dankte dem Himmel dafür, daß sie so lange dauerten. Ich bin durch Länder gereist, worinn die freygebige Natur mit ihren Schätzen verschwendrisch war. Ich habe andre gesehen, worinn sie von Tyrannen genöthiget wurde, mit ihren Gaben zurückhaltend zu seyn. Und überall traf ich Leute an, die nicht aus eigener Schuld, auch nicht wegen einer Unfruchtbarkeit des Bodens, sondern wegen der fehlerhaften Regierung, unter welcher sie stunden, übel daran waren. Jedoch mitten unter Sklaven, die ihren Nacken unter das Joch der Ottomanen beugen müssen, habe ich einen Felsen von drey Meilen im Umfang angetroffen, wo der Türke sich nicht an das Land zu gehen getrauet, und wo ein glückseeliges Völkgen lebet. Dort ist iedes Haupt einer Familie in seinem Hause sein eigener Herr. Er schlichtet die entstehenden Streitigkeiten, und seine Aussprüche gelten für Gesetze. Diese können nie ungerecht seyn, da sie von väterlicher Zärtlichkeit gegeben werden. Gerathen die

Manns

Mannsleute in einen Zwist, so versammlen sich die Papas und die Greise, und legen ihn bey. Doch kommen dergleichen unter Bürgern, die alle einander gleich sind, und weder von Armuth noch Reichthum zu sagen wissen, sehr selten vor. Alle Mitglieder dieser kleinen Gesellschaft haben ihre Beschäftigung. Ich habe die schönsten Frauenspersonen in das Thal hinab gehen gesehen, wo sie, wie zu Homers Zeiten, ihr Leinenzeug in der daselbst fliessenden Quelle wuschen. Sie schämten sich dieser Arbeit nicht, sondern versüßten sich dieselbe durch Gesänge. Nur in solchen Ländern, wo der Reiche sich die Hände des Armen um Geld erkaufen kann, wird sichs iener zur Schande anrechnen, seine eigenen zu gebrauchen.

Die Reisenden, welche die den Ottomanen unterworfenen Griechen beobachtet haben, beschuldigen sie mit Grund der Spitzbüberey, der Treulosigkeit und der Niederträchtigkeit. Allein diese Laster sind ihnen nicht angebohren, sondern nur eine Folge der Sklaverey, in welcher sie leben. Die Einwohner von Kasos sind auch Griechen; ein Strahl von Freyheit bescheinet sie; daher sind nur bey ihnen Betriebsamkeit, Redlichkeit, Gefühl, und gute Sitten anzutreffen. Aber man gebe ihnen einen Kadi, einen Muteveli, einen Pascha: so werden sie eben solche spitzbübische und ausgeartete Menschen werden, wie der übrige Theil ihrer Nation. Aus dieser Bemerkung ergiebt sich folgender ungezweifelter Satz, der bey ieder Regie-

rungsverwaltung zum Grunde gelegt werden sollte: der Mensch ist überhaupt genommen, in dem Maase, als er von seinen angebohrnen Rechten Freyheit und Eigenthum behält, gut, wird aber, je mehr man ihm diese Güter raubet, desto schlimmer.

Standie.

Ein günstiger Wind ließ uns aus der Rhede von Kasos fortseegeln, und trieb uns schnell nach Standie. Wir brauchten keinen ganzen Tag, um die Spitze der Insel herum zufahren, und liessen unsern Anker in dem Haven fallen. Dia, heut zu Tage Standie, ist 4 Meilen von der Stadt Kandia entfernt. Sie ist durchaus unfruchtbar. Man findet daselbst weder ein Dorf, noch Einwohner. Ein niedriges Buschwerk bekleidet die Felsen, und verschafft den wilden Ziegen, die sich daselbst in grosser Anzahl finden, ihre Nahrung. Diese laufen so geschwind über die steilen Abhänge, daß es beynahe unmöglich ist, sie zu erreichen. Wir haben einigemahl ohne den geringsten Erfolg auf sie Jagd gemacht. Standia hat 3 Häven, wo die nach Kandia geladene Schiffe anländen. Von der Höhe des Berges herab konnten wir die Stadt sehen. Allein die See war so stürmisch, daß es kein Fahrzeug wagte, uns aus unserm Gefängniß zu befreyen. Doch am 2ten Tag nach unsrer Ankunft kam ein muthiger Türke in einem kleinen Kahn zu uns. Er erzählte uns, daß man unser Schiff

schon

schon lange erwartet, dasselbe bereits in diesen Gewässern laviren gesehen, und endlich befürchtet habe, es möchte verunglücket seyn. Das stürmische Wetter hielt an, und wir mußten auf den öden Felsen von Standia bleiben. Endlich kam am 4ten Tag eine Barke, die uns einnahm und nach der Hauptstadt führte. Es war nun schon beynahe zween Monate, daß wir Alexandria verlassen hatten.

Kandia.

Die Insel Kandia hat ihren Namen von der Hauptstadt, welche auf dem Platze stehet, den ehemahls Heraklea einnahm. Aus dieser Ursache, und dann auch, weil diese Stadt der Aufenthaltsort der ottomanischen Befehlshaber ist, verdient sie eine besondere Beschreibung.

Sie hält über eine Meile im Umkreis. Ihre Mauern sind in gutem Stand, und mit tiefen Gräben umgeben, haben aber kein einziges Aussenwerk. Auf der Seeseite ist ihr nicht beyzukommen, weil das Wasser für die Schiffe nicht tief genug ist.

Gewöhnlich schickt die Pforte einen Pascha von 3 Roßschweifen als Statthalter dahin ab. Die vornehmsten Unterbefehlshaber und die verschiedenen Corps der ottomanischen Miliz sind in dieser Stadt versammlet. Als sie unter der Herrschaft der Venetianer stund, war sie reich, trieb Handlung und hatte viele Einwohner. Sie ist aber von ihrer ehemaligen Macht sehr herabgesunken. Der

Haven, welcher ein artiges Becken bildet, worinn die Schiffe wider alle Winde gesichert sind, wird von Tag zu Tag seichter. Er kann nur noch kleinere Fahrzeuge tragen, welche einen Theil ihrer Waaren ausgeladen haben. Diejenigen, welche die Türken zu Kandia miethen, können fast nichts als ihren Ballast mitnehmen, und müssen in den Häven von Standia auf die Ladung warten, welche ihnen in Barken nachgeführt wird. Dergleichen Hindernisse erschweren den Handel, und da die Statthalter nicht darauf denken, selbige wegzuräumen, so hat er auch schon merklich abgenommen.

Kandia, welches von den Venetianern verschönert, mit schnurgeraden Gassen versehen, mit wohlgebauten Häusern, einem schönen Hauptplatz und einem prächtigen Brunnen geziert worden ist, enthält in seinem weiten Umfang nur eine kleine Anzahl von Einwohnern. Verschiedene Quartiere sind fast ganz unbewohnt. Das Marktviertel ist das einzige, worinn man Lebhaftigkeit und Zulauf wahrnimmt. Die Muhammedaner haben die meisten christlichen Kirchen in Moscheen verwandelt. Doch haben sie den Griechen zwo, und den Armeniern eine Kirche, auch den Juden eine Synagoge gelassen. Die Kapuziner besitzen ein kleines Konvent mit einer Kapelle, worinn der französische Vice-Konsul die Messe hört. Gegenwärtig ist er von seiner Nation allein übrig, da die fran-

französischen Kaufleute sich nach Kanea begeben haben.

Westwärts von Kandia ziehet sich eine Bergkette hin, welche von dem Berge Ida herabkommt, und deren Spitze in das Vorgebirg Dion auslauft. Ehe man dahin gelangt, trifft man Paläo-Kastro an, ein Name, welchen die heutigen Griechen allen alten Plätzen geben. Seine Lage trifft mit der von Panormus, das nordwestwärts von Heraklea war, überein.

Der Fluß, den man westwärts von Kandia siehet, hieß ehemahls Triton, und ist nahe bey der Quelle, an welcher die Minerva von dem Jupiter gebohren wurde. Der Fluß Loarus findet sich etwas weiterhin. Eine Meile ostwärts von der Stadt lauft der Fluß Ceratus in einem anmuthigen Thal. Jenseits sieht man einen Bach, den ich für den Fluß Therenus halte, an dessen Ufer der Fabel zufolge Jupiter sein Hochzeitfest mit der Juno begieng.

Um Kandia herum trifft man über eine halbe Meile weit keinen einzigen Baum an. Die Türken hieben sie während der Belagerung alle ab, und verwüsteten die Wein- und Baumgärten, die um die Stadt herum lagen. Weiter hinaus wird viel Korn gebauet, auch finden sich viele Fruchtbäume. Die benachbarten Hügel, welche mit Weinstöcken bepflanzt sind, geben den Malvasier vom Berge Ida, der wohl verdient, die Tafel guter Weinkenner zu zieren. Dieser in Frankreich wenig bekannte

Wein, hat einen würzhaften Geruch und sehr angenehmen Geschmack, und wird in dem Lande sehr geschätzt.

Ich reiste nebst noch eilf Personen von Kandia ab. In unsrer Gesellschaft befanden sich ein französischer Vice-Konsul, ein andrer Konsul, den wir in Kanea einsetzen sollten, einige Kaufleute, Jenissären und aus Lust Reisende. Wir waren sämtlich mit Flinten, Pistolen, Säbeln und Degen bewaffnet. In einem Lande, wo der Stärkere die Oberhand hat, ist eine solche Art zu reisen die sicherste. Die Bergbewohner und die Türken haben Ehrfurcht vor den Waffen der Franzosen, und das beste Mittel, sich gegen ihre Gewaltthätigkeiten zu sichern, ist dieses, daß man sich ihnen in einer solchen Verfassung zeiget, da man sie abtreiben kann.

Da wir Willens waren, die berühmtesten Orte der Insel zu besuchen, so nahmen wir nicht den kürzesten Weg.

Knossus.

Wir wendeten uns zuerst auf Gortyna, und kamen noch zu guter Tagszeit bey den Ruinen von Knossus, von den heutigen Griechen Knossu genannt, an. Dies ist die königliche Stadt des Minos, wo er den Sitz seiner Regierung aufgeschlagen hatte. Hier gab er die bewundernswürdigen Gesetze, deren Weisheit die Alten so sehr rühmen. Diese Stadt hatte anderthalb Meilen

im Umkreis. Sie war lange Zeit eine der berühmtesten in der Insel. In Verbindung mit Gortyna machte sie sich fast alle Kretenser unterwürfig. Es wiederfuhren ihr nachmahls verschiedene Unglücksfälle, welche sich Gortyna und Lyktos zu Nutze machten, und so verlohr sie viel von ihrem Glanze. Sie erhohlte sich aber bald, erlangte wieder einen Theil ihrer ehemaligen Macht, und behauptete eine Stelle unter den blühendesten Städten von Kreta. Die Römer, um sich in dem Besitz derselben sicher zu stellen, legten daselbst eine starke Kolonie an. Als aber im dreyzehnten Jahr der Regierung des Nero ein heftiges Erdbeben die ganze Insel betraf, wurde Knossus von Grund aus umgekehrt. Der Donner brüllte damahls nicht aus den Wolken, sondern aus der Erde, und das Meer wich sieben Stadien zurück. Verschiedene Grabmähler thaten sich auf, und man fand in einem derselben das Werk des kretensischen Diktys, welches die Begebenheiten des troianischen Krieges enthält.

Seit dieser Zeit liegt das stolze Knossus im Staub, und hat sich nicht wieder erhohlet. Doch kann man den Platz, wo es gestanden ist, an Steinhaufen, altem zur Hälfte eingefallenen Gemäuer, Ueberbleibseln von Gebäuden, und an dem diesen Ruinen gebliebenen Namen Knossu, auf eine zuverlässige Art erkennen. Ohne Zweifel waren diese Ueberbleibsel vor der Erbauung der heutigen Stadt Kandia viel beträchtlicher. Die Nähe derselben

mag die Venetianer veranlaßt haben, sich ihrer zur Aufführung der Bevestigungswerker und der Häuser iener Hauptstadt zu bedienen.

Wir liessen Knossu zur Linken liegen, und setzten unsern Weg weiter fort. Als wir auf den hohen Hügeln, welche den Fuß des Berges Ida an der Ostseite umgeben, angekommen waren, hatten wir eine vortrefliche Aussicht. Wir erblickten von einer Distanz zur andern, Thäler, die grün bekleidet waren, kleine Dörfer, die an Bächen hingebauet, und mit artigen Baumgärten umgeben waren, und hie und da Gebüsche von grünen Bäumen, welche die Hügel umkränzten.

Jupiters Grab.

Wir befanden uns 4 Meilen südöstlich von Kandia und kletterten einen sehr iähen Fußsteig hinan, als unsre Wegweiser uns erinnerten, daß wir in der Nähe des Grabes Jupiters wären. Um dieses alte Denkmahl zu betrachten, stiegen wir den Berg vollends auf Stufen hinan. Wir fanden aber nichts als einen Haufen von grossen Steinen, die durch die Länge der Zeit halb verzehrt waren, und von den Einwohnern des Landes Jupiters Grab genennet werden.

Die alten Schriftsteller bezeugen, daß ein Jupiter in der Insel Kreta starb, daselbst beerdiget, und mit einem Grabmahl und Tempel beehret wurde. Wahrscheinlich hat sich ein Mann in Kreta, Namens Jupiter, durch seine edlen Handlungen

gen um seine Unterthanen verdient gemacht, und nachgehends göttliche Ehre erlangt. Das Grab mit einer Aufschrift war bis zur Zeit der römischen Kaiser zu sehen.

Kloster zu Sct. Georg.

Als wir vom Berg herabkamen, begegnete uns eine Bauernhochzeit, die nach dem zunächst gelegenen Dörfgen zog. Eine grosse Anzahl von Griechen zu Pferd und auf Maulthieren machten die Bedeckung der Braut aus, und eine Gesellschaft junger Frauenspersonen führten sie in der Mitte. Diese waren mit ihren schönsten Kleidungsstücken angezogen, und ihre langen weissen Schleyer fielen mit Anmuth über ihre Schultern herab. Die Mannspersonen trugen glänzende Gürtel. Jedermann sah sehr vergnügt aus. Wir dachten, die französische Höflichkeit erfordere es, daß wir die Braut begrüßten. Deswegen schlossen wir am Wege eine Reihe, und gaben aus unsern Flinten eine Generalsalve. Diejenigen von den Griechen, welche bewehrt waren, erwiederten sie, und so schieden wir nach gegenseitigen Komplimenten von einander.

Wir kamen nun in die Ebene herab, und ob es gleich schon im November war, so hatten wir doch eine ziemlich grosse Hitze auszustehen. Wir sollten unser Nachtlager in dem Kloster zu Sct. Georg nehmen, wovon wir noch 3 Meilen entfernt waren. Unser Weg gieng über verschiedene

Hügelreihen, welche den Fuß des Berges Ida auf der Ostseite ausmachen. Das Land war sehr abwechselnd, sehr malerisch. Bald erblickten wir auf der Höhe eines Hügels einen unermeßlichen Horizont, welcher von Bergen, die ihr Haupt in den Wolken verbärgen, begränzt wurde. Bald aber zogen wir durch tiefe Thäler, welche mit Fruchtbäumen und blühenden Gesträuchen geziert waren, und uns zwischen ihren jähen Seitenwänden und weiten Umrissen einschlossen. Nachdem wir endlich lange genug geritten waren, erblickten wir in der Ferne das Kloster zu Sct. Georg. Der Anblick desselben war uns sehr erfreulich, und wir säumten nicht, es bald zu erreichen. Gegen Abend ritten wir in den Hof ein. Die Mönche waren anfänglich wegen unsrer Anzahl in Verlegenheit, und der Prior versteckte sich, wie gewöhnlich. Wir hatten aber einen Menschen bey uns, der die Griechen und die Ausflüchte, die sie zu machen pflegen, bestens kannte. Er wandte sich an einige Kalogeren *), und zeigte ihnen an, daß wir den französischen Konsul, der sich nach Kanea begebe, bey uns hätten, daß er sehr viel bey den Vornehmen des Landes gelte, und daß er ihrem Bischofe und allen Klöstern in der Insel wichtige Dienste leisten könne. Man unterließ nicht, dem Prior hievon Bericht zu erstatten. Einen Augenblick darauf erschien er selbst, bewillkommte uns auf das höf-

*) Kaloger, ein guter Alter; die gewöhnliche Benennung der griechischen Mönche. Ueb.

lichste, und sogleich stunden uns alle Thüren und Thore offen.

Wir hatten diesen Tag 7 Meilen gemacht, welche wohl so viel als 10 französische betragen möchten. Unsere Pferde waren abgemattet. Sobald wir abgestiegen waren, kamen einige junge Leute herbey, welche sie beym Zügel faßten, und eine Viertelstunde lang herumführten, dann aber erst in den Stall thaten. Diese Gewohnheit wird durchgehends in der Insel Kreta beobachtet. Nie werden solche Thiere, wenn sie noch im Schweiß sind, eingestellt, sondern man ist allezeit darauf bedacht, sie eine Zeitlang in der freyen Luft herumzuführen. Daher sind aber auch die kretensischen Pferde gesund, stark, und können Strapazen ausstehen. Sie klettern mit Feuer die steilsten Berge hinan, und gehen sehr jähe Hohlwege sicher und ohne zu stolpern hinab. Das Leben des Reisenden hängt oft von ihrem sichern Tritt ab, wenn er auf einem schmalen Fußsteig an tiefen Abgründen vorbey reiten muß, wo ein einziger falscher Tritt ihn hinunter stürzen würde.

Unterdessen als das Abendessen zubereitet wurde, bat uns ein Religiose auf das inständigste, daß wir in seine Celle kommen möchten. Er war ein Liebhaber von gutem Wein, und befand sich bey der Flasche in seinem Element. Er wartete auch uns mit seinem Leibgetränke auf. Zwar hatte er nur eine einzige Trinkschaale im Vermögen, aber sie war weit und tief. Er ließ sie herum gehen,

und

und war sehr vergnügt über das Lob, das wir seinem Wein beylegten.

Die Kalogeren zu Sct. Georg besitzen weitläuftige Ländereyen, worauf sie zahlreiche Heerden halten. Sie erndten von denselben Korn, Gerste, Wein, Oel, Wachs und Honig im Ueberfluß. Die Türken haben ihnen selbige unter der Bedingung gelassen, daß sie sich gegen die Reisenden gastfrey bezeigen sollen. Sie thun dieses auch gemeiniglich auf eine sehr gute Art. Die Reiter und ihre Thiere finden bey ihnen Herberge und Unterhalt. Dergleichen Häuser gereichen in einem Lande, wo es an Gasthöfen und Herbergen gänzlich mangelt, zu grosser Bequemlichkeit. Ohne einen solchen Zufluchtsort würde der Reisende genöthiget seyn, ein ansehnliches Gepäcke und alles, was er zu seinem Unterhalt bedarf, mit sich zu führen. Die Religiosen bauen selbst ihre Felder und haben den Wohlstand, dessen sie geniessen, ihrem Fleisse zu danken.

Man trug uns eine prächtige Kollation auf. Ein gebratenes Spanferkel machte die Hauptschüssel aus. Um sie herum war vortreffliches Schaafsfleisch, Tauben und andres sehr gutes Geflügel zu sehen. Verschiedene Schüsseln mit Granatäpfeln, Mandelkernen, Trauben, frischen Oliven und Honig nahmen die Tafel ein. Das Honig war kristallhell und von köstlichem Geschmack. So wohlriechend wie Blumen und niedlich wie das beste Zuckerwerk vergnügte es beyde den Geschmack und

den

dem Geruch. Der Prior ließ uns ausnehmend guten Wein auftragen. Der rothe, der weisse, und der gelbe, welche sämtlich auf den Hügeln um das Kloster herum gebauet werden, wurden von uns einer um den andern nach Würden gepriesen.

Nach dem Essen führte man uns in einen geräumigen Saal, wo wir, ungeachtet unsre Betten nicht gar weich waren, mit Vernügen die Süssigkeit des Schlaffes genossen. Dem französischen Konsul hatte man aus besondrer Achtung eine eigene Kammer angewiesen, worinn neben seinem Kopfkissen zwo gefüllte Flaschen stunden. Am folgenden Morgen wollte er den Mund ausspülen, und goß etwas von dem vermeynten Wasser auf. Aber es war weisser Wein. Er nahm die andre Flasche und füllte sein Glas. Nun war es lauterer Branntwein. Es scheint, die guten Religiosen sind gewohnt, entweder dem Gott des Schlafes Libationen zu bringen, oder sich wegen seines Aussenbleibens mit der Flasche zu trösten.

Wir waren Willens, Gortyna und das Labyrinth zu besuchen. Bey guter Morgenzeit giengen wir aus dem Kloster zu Sct. Georg ab, nachdem wir unsern Gästen, die uns noch mit einem Frühstück auf den Weg versorgten, unsern Dank bezeuge hatten.

Weitere Reise.

Wir reiseten ietzt gegen die mittägige Gegend der Insel, und unser Weg zog sich vom Kloster an

zwo Stunden lang abwärts, bis wir in die Ebene kamen. Er war nicht so beschwerlich, wie der am Abend zuvor. Wir kamen durch schöne Ländereyen, welche voller Dörfer waren, um welche Oliven- und Mandelbäume herum stunden. Die meisten lagen auf den Abhängen der Hügel, die wir zur Rechten und zur Linken hatten, und gaben einen artigen Anblick. Dieser Landstrich sah fruchtbar und bevölkert aus; da aber die Erndte- und Weinlese-Zeit bereits vorbey war, so begegneten uns wenig Einwohner. Sie hatten sich in ihre Wohnungen eingeschlossen, und beschäftigten sich mit häuslichen Arbeiten.

Nachdem wir einige Stunden unter Wegs gewesen waren, lud uns ein kleiner Fußsteig, der mit grünem Wasen, den eine helle in das Thal eilende Quelle bespülte, bekleidet war, stille zu halten ein. Wir langten die von den guten Kalogeren mitgegebenen Lebensmittel hervor, und genossen unser Frühstück am Fuß eines Platanus. Die Reise hatte unsern Appetit geschärft, und unsre Speisen schmeckten uns herrlich. Das Wasser der Quelle war frisch und helle. Einige Bouteillen Wein machten, daß es uns noch besser schmeckte. Wir waren bey unserm Frühstück sehr vergnügt, aber auch bald damit fertig, stiegen wieder zu Pferd, und setzten unsern Weg weiter fort.

Er gieng über einen ebenen Boden, welcher sich zwischen zwo Bergketten fortzog, deren Wände hie und da ausgehohlt waren, und gutes Wasser

ser fliessen liessen. Zahlreiche Heerden von Ziegen und Schaafen weideten sich an Thymian, und frassen die Blätter von wilden Gesträuchen ab. Hier kam zu oberst auf dem Felsen ein mit Weinstöcken umpflanztes Dörfchen zum Vorschein, und dort versteckte es sich wieder hinter einem dicken Gebüsche. Auf allen Seiten ergötzten sich unsre Augen an anmuthigen und abwechselnden Lagen. Wir legten, ohne es zu merken, eine gute Strecke zurück.

Die Sonne hatte die Hälfte ihrer Bahn durchlaufen, und wir waren 7 Stunden unterwegs gewesen, als wir bey einem grossen Flecken ankamen, dessen Einwohner nicht in dem besten Rufe stehen. Man giebt ihnen Schuld, daß sie gerne die Reisenden ausplündern. Wir verliessen uns auf unsere Gewehre, und beschlossen, sie um ein Mittagsessen anzusprechen. In verschiedenen Häusern wurden wir schlecht empfangen, und das zweydeutige Aussehen der Bewohner derselben veranlaßte uns weiter zu gehen. Endlich klopften wir an einer Thüre an, wo wir von den Leuten freundlicher aufgenommen wurden. Wir fanden bey ihnen zwar keinen so herrlichen Tisch, wie bey unsern reichen Kalogeren. Eyer, Oliven, Honig und elender Käse waren die Gerichte alle, die man uns auftrug. Dennoch bezahlten wir dafür reichlich, und reiseten wieder ab. Als wir uns aus diesem verwünschten Ort fortbegaben, warfen uns verschiedene von den Einwohnern einen Haufen

Schimpfwörter nach. Allein der Anblick unsrer auf sie gerichteten Flinten und der blosse Säbel unsrer Jenissären erinnerte sie, ihre lose Zunge im Zaum zu halten.

Wir kamen nun in die Ebene von Messara, welche sieben Meilen lang ist, und sich gegen Mittag hin bis an die See erstreckt. Sie ist im ganzem Königreich die fruchtbarste an Getreyde. Der dasige Boden ist vortrefflich, und die Erndte täuscht niemahls die Erwartung des Landmanns. Ein nach der Schnur gezogener und gepflasterter Weg gab uns zu erkennen, daß wir uns Gortyna näherten. Bald fielen uns auch ihre Ruinen in das Gesicht, und wir brachten einige Stunden mit ihrer Untersuchung zu.

Gortyna.

Gortyna war eine uralte Stadt, von welcher schon Homer, als von einer ansehnlichen mit Mauern umgebenen Stadt redet. Sie lag in einer weitläufigen Ebene, welche von verschiedenen Bächen bewässert wird, und Korn, Gerste, Oel, und andre Früchte im Ueberfluß trägt. Sie lag nur fünf Meilen von der See, und hatte an derselben zween Häven: Lebena, woselbst ein berühmter Tempel stund, und Metalla, welcher sich am Ende des Kaps gleiches Namens befand. Die Mauern der Stadt hatten über zwo Meilen im Umfang. Unter ihren vielen Tempeln waren vornehmlich der Apollo- Jupiters- und Dianentempel be-

berühmt. Besonders stund der erste in grossem Ansehen bey den Griechen, und sie schickten zu Pestzeiten Abgesandte dahin, um das Orakel um Rath zu fragen. Bey Gortyna floß der Fluß Lethe, welcher seinen Namen davon führte, weil Harmonia, eine Tochter der Venus, an seinem Gestade ihren Gemahl Kadmus vergaß. Doch zählt Strabo vier Flüsse dieses Namens.

Die Trümmer von Gortyna nehmen einen grossen Platz ein, und lassen auf ihre ehemalige Pracht schliessen. Diejenigen Gebäude, die man noch jetzt siehet, sind nicht aus den ältesten Zeiten. Man bemerket darunter ein Stadtthor, welches aus grossen gebackenen Steinen aufgeführt ist, und ehehin mit gehauenen Steinen bekleidet war, welche letztere aber am Bogen und an den Seiten weggenommen sind. Indessen steht das Thor noch immer, und kann sich auch noch lange Zeit erhalten. Es ist sehr dichte, und stellt eine breite Façade vor. Durch dieses Thor hin kommt man auf eine grosse Baustelle, welche beynahe ein länglichtes Viereck ausmacht. Auf derselben zeigt sich eine doppelte Reihe von Säulenfüssen, welche auf den Seiten nach der Schnur geordnet sind. Die Basis dieser Marmorsäulen ist unter der Erde, und es ragt nur bloß das Oberste davon ein wenig hervor. Es ist wahrscheinlich, daß sie die bedeckten Gänge eines Tempels ausgemacht haben. Man trifft weiter hie und da Schutthaufen an, auch marmorne und Granitsäulen, die bis zur Hälfte ihres

Schaftes vergraben sind. Die Kapitäler liegen zum Theil auf der Erde herum, und andre fehlen gänzlich. Zu Ende dieser Trümmer, an den Ufern des artigen Flusses, wo Harmonia ihren Kadmus vergaß, kommt man in eine Kirche, deren eine Seite zerstört ist. Die Bauart daran ist einfach und ohne Säulenreihen. Sie hält bey 120 Schuh in die Länge, und 60 in die Breite. Sie ist wahrscheinlich die alte Kathedralkirche, die vom Titus, dem Jünger Pauli, gegründet worden ist. Die nicht weit davon befindlichen ansehnlichen Ruinen, mögen die Ueberbleibsel des erzbischöflichen Palastes seyn. *)

Diese vorhandenen Trümmer scheinen freylich mit der Grösse und Pracht von Gortyna in keinem Verhältniß zu stehen. Man muß aber bedenken, daß die schönsten Marmorstücke weggeschleppt worden sind, daß man in den umliegenden Dörfern alte Säulen siehet, welche iezt an den Thoren der türkischen Gärten stehen, und daß der beste Theil der alten Zierden unter der Erde, welche höher worden ist, vergraben liegt. Wollte man nachgraben, so würde man eine Menge Statuen und kostbarer Ueberbleibsel finden. Nun aber läßt der Bauersmann seinen Pflug darüber gehen, und ackert auf den Ruinen der Paläste und Tempel von Gortyna.

Das

*) Wenn nur schon zu Titus Zeiten christliche Kirchen und erzbischöfliche Paläste erbauet worden wären! Ueb.

Das Labyrinth.

Wir verliessen die Ebene von Gortyna, um das Labyrinth zu besuchen. Der Weg, der nach diesem merkwürdigen Ort führte, ist ungebahnt und steil. Wir mußten eine Stunde lang bergan reiten. Endlich gelangten wir an den Eingang. Wir hatten Ariadnens Faden mitgebracht, ich meyne, eine 400 Toisen lange Schnur, die wir bey der Thüre anbanden. Zween Jenissären mußten daselbst Wache halten, und hatten Befehl, niemand einzulassen Der Eingang in das Labyrinth ist von der Natur gemacht und nicht gar breit. Wenn man ein wenig hineingekommen ist, trifft man einen geräumigen Platz an, welcher voller grossen Steine liegt, und mit einem flachen in den Berg hineingehauenen Gewölbe bedeckt ist. Damit wir in diesem finstern Gang fortkommen möchten, trug ein ieder von uns eine grosse Fackel in der Hand. Zween Griechen trugen den Schnurknäuel, und rollten ihn, wie es die Umstände mit sich brachten, bald auf, bald zusammen. Wir verirrten uns anfänglich in einigen Gängen, die keinen Ausgang hatten, und mußten wieder umkehren. Endlich trafen wir den rechten Weg. Er ist zur rechten Hand des Eingangs. Man kommt einen engen Pfad hinan, und muß, da das Gewölbe sehr niedrig ist, 100 Schritte weit auf allen vieren kriechen. Auf einmahl wurde die Decke höher, und wir konnten aufrecht gehen. In diesen dicken Finsternissen, die uns umringten, und wo zu beyden Seiten eine

Menge von Gängen sich verlohren und auf verschiedene Art durchkreutzten, zitterten die zween Griechen, die wir gemiethet hatten, vor Furcht. Der Schweis floß ihnen von der Stirne herab, und sie wollten unter keiner andern Bedingung weiter fort, als daß wir vorausgiengen.

Die Gänge, durch welche wir giengen, waren gemeiniglich 7 bis acht Schuh hoch. Die Breite war verschiedentlich, von 6 bis zu 10, auch zuweilen mehreren Schuhen. Sie sind alle in den Felsen glatt gehauen. Die Steine, woraus der Fels bestehet, sind aschgrau, und liegen in horizontalen Schichten übereinander. An einigen Orten haben sich grosse Steinstücke zur Hälfte vom Gewölbe losgemacht, und wollen dem Ansehen nach herabfallen. Wir mußten uns bücken, um unter ihnen hindurch zu kommen, und waren in Gefahr, durch ihr Herabfallen erschlagen zu werden. Die in der Insel Kreta sehr häufigen Erdbeben sind ohne Zweifel Ursache, daß iene Steinstücke aus ihrer Lage verrückt worden sind.

Solchergestalt durchirrten wir das Labyrinth, dessen sämtliche Schlangengänge wir gerne erkundet hätten. Wenn wir durch den einen Gang gekommen waren, gelangten wir in einen andern. Zuweilen mußten wir wieder umkehren, weil der Gang geschlossen war. Manchmahl befanden wir uns nach langen Umschweifen zu unsrer Verwunderung wieder an eben dem Kreuzweg, wo wir zuvor gewesen waren. Da hatten wir dann ein

grosses Stück vom Felsen mit unsrer Schnur umschlungen, und mußten den Weg noch einmahl machen, um sie wieder aufzuwinden. Es läßt sich unmöglich beschreiben, wie viele dieser Gänge sind, und auf wie mancherley Art sie sich winden. Einige formiren krumme Linien, welche unmerklich zu einem leeren Platz führen, der auf ungeheuern Pfeilern ruhet, und von welchem 3 bis 4 Gänge auslaufen und gegenüber fortführen. Andre theilen sich nach langen Krümmungen in verschiedene Arme. Diese ziehen sich weit fort, und endigen sich an einer Felsenwand, so daß der Reisende sich genöthiget siehet, wieder umzukehren. Wir gebrauchten alle Vorsicht, indem wir in diesem grossen Labyrinth wandelten, den eine ewige Finsterniß bewohnt, durch deren Dunkel unser Fackellicht nur zur Noth dringen konnte. Die Einbildung erschafft darinnen allerley Schreckbilder, Abgründe, die sich unter den Schritten des neugierigen Wanderers aufthun, Ungeheuer, welche die Wache halten, kurz tausend Phantome, die nichts wirkliches sind.

Vermöge der von uns angewendeten Vorsicht, da wir unsre Schnur von einer Distanz zur andern aufs neue anbanden, damit sie ia nicht abreissen möchte, konnten wir uns nach allen und ieden Richtungen hinein wagen, welches hingegen Belon, Tournefort und Pockoke in Ermangelung eines solchen Mittels nicht thun durften. Wir wurden an verschiedenen Orten, zu denen der mittlere Gang führet, die Zahlen 1700 gewahr, welche

iener berühmte französische Botaniste mit schwarzer Kreide geschrieben hatte. Ein Umstand, den er anführt, und den wir auch gleich ihm bewunderten, ist dieser, daß der Felsen die Eigenschaft besitzt, die hinein gegrabenen Namen herauszutreiben. Wir sahen deren verschiedene, welche als eine Art von erhabener Arbeit (en relief) zween Zoll dick waren. Die Materie, woraus sie bestehen, ist viel weisser, als die des Steins. Verschiedene von uns gruben ihre Namen zu Ende des Jahrs 1779 tief ein, und ich höre, indem ich mich mit der Ausgabe dieser Nachrichten beschäftige, daß die durch die Buchstabenzüge gemachten Vertiefungen bereits mit einer solchen weissen Materie ausgefüllet sind, ia daß diese Materie schon bey einem Zoll dick hervorragt.

Nachdem wir eine geraume Zeit lang in der fürchterlichen Höle des Minotaurus herumgewandelt waren, kamen wir an das Ende desienigen Ganges, dem Tournefort nachgegangen war. Wir trafen daselbst einen grossen Saal an, der mit Jahrzahlen, von denen keine über das 14te Seculum hinausgieng, gezieret war. Ein andrer Saal beynahe von gleicher Beschaffenheit, ist zur Rechten. Ein ieder mag 24 bis 30 Schuh ins Gevierte halten. Wir hatten, bis wir hieher kamen, fast unsern ganzen Knäuel abgewunden, und also einen Weg von ungefähr 400 Toisen gemacht, ohne die verschiedenen Excursionen, die wir gelegenheitlich machten, zu rechnen. Drey Stunden

hatten wir in dem Labyrinth zugebracht, und waren immer gegangen, ohne gleichwohl uns schmeicheln zu können, daß wir alles gesehen hätten. Ich halte es für gänzlich unmöglich, daß sich ein Mensch wieder heraus finde, wenn er keine Schuhe und keine Fackel hätte. Er würde sich in tausend krummen Gängen verirren. Das Schröckliche des Ortes, und die Dicke der Finsternisse, würde ihm die ängstlichste Furcht einiagen, und er müßte auf eine erbärmliche Art umkommen.

Bey unsrer Zurückkunft besuchten wir noch einen krummen Gang, der uns unbekannt war. Er führte uns zu einer schönen Grotte, die sich gleichsam in eine Kuppel erhebt, und von der Natur gebildet ist. Man findet darinn keine Tropfsteine, so wie überhaupt in diesen unterirdischen Gängen, so weit sie laufen, kein einziger solcher Stein zu sehen ist, indem das Wasser nicht durchseiget. Ueberall ist es trocken. Und da keine frische Luft hineinkommt, so giebt es einen sehr widrigen Geruch. Tausende von Fledermäusen, deren Koth sich haufenweise sammelt, sind die Bewohner dieses stockfinstern Ortes, und die einzigen Ungeheuer, die wir allda zu Gesichte bekamen. Wir verliessen ihn mit nicht geringem Vergnügen, und es that uns sehr wohl, als wir die äussere Luft wieder einathmen konnten. Die Nacht fieng schon an, ihren Schleyer auszubreiten, und der Weg war beschwerlich. Wir eilten, den Berg hinab zu kommen, und begaben uns in einen

Meyerhof, wo uns ein Türke gastfreundschaftlich aufnahm.

Verschiedene Schriftsteller, unter andern Belon und Pockoke, behaupten, daß das beschriebene Labyrinth nichts weiter als ein Steinbruch sey, woraus die Steine zur Erbauung der Stadt Gortyna genommen worden. Tournefort widerlegt diese Meynung auf eine unwidersprechliche Art. Seine Gründe sind diese. Der Stein in ienem Souterrain ist zu weich, als daß er zum Bauen gebraucht werden könnte. Es würde ferner ungeheure Summen gekostet haben, diesen Stein über steile Berge bis zur Stadt zu führen, da es hingegen weit natürlicher war, von den Bergen, die an Gortyna stossen, Steine zu brechen. Ueberdies, wenn das Labyrinth nichts als ein gewöhnlicher Steinbruch gewesen wäre, wie käme es denn, daß man beym Eingang einen 100 Schritt langen Kanal gelassen hat, der so niedrig ist, daß man hindurch kriechen muß, so daß die Steine nicht anders als in Stücken zerschlagen hätten heraus gebracht werden können? Das hiesse ia unnützer Weise die Mühe und die Kosten verdoppeln. Es ist daher natürlicher, setzt Tournefort hinzu, zu denken, die Natur habe das Labyrinth auf ihre eigenen Kosten bereitet, und man habe den Kanal beym Eingang mit Vorsatz unberührt gelassen, damit die Nachwelt an demselben abnehmen möge, wie es mit ienen unterirdischen Gängen zuvor, ehe noch Menschenhände sie grösser gemacht hatten, beschaffen gewesen sey.

Es

Es ist zugleich offenbahr, daß man auf weiter nichts, als nur selbige gangbar zu machen, Bedacht genommen habe, weil man bloß diejenigen Steine, welche eine Hinderniß in den Weg legten, weggeräumt, hingegen aber alle diejenigen liegen gelassen hat, welche keine Schwierigkeit im Gehen verursachen. Jene sind längs den Seitenwänden hin ordentlich übereinander geschlichtet.

Aber wozu sollte nun jenes Labyrinth dienen? Ist es schon sehr alt? War es derjenige Ort, wo Minotaurus eingeschlossen wurde? Dies sind Fragen, welche, soviel ich weiß, noch niemand beantwortet hat. Ich will versuchen, sie, wo möglich, zu entscheiden. Die Bekanntmachung einer Wahrheit, welche im Dunkel des grauen Alterthums vergraben lag, gereicht dem Leser zum Vergnügen, und hält denjenigen, der sie gefunden hat, für seine aufgewandte Mühe schadlos.

Zuerst ist nun soviel gewiß, daß die ungeheure Höhle, deren Krümmungen ich beschrieben habe, nicht das von Dädalus nach dem Plane des ägyptischen erbauete Labyrinth ist. Denn das ganze Alterthum bezeugt, daß das von jenem berühmten Architekten angelegte Gebäude zu Knossus befindlich war.

Johann Tzetzes beschreibet dieses berühmte Gebäude und den Gebrauch, wozu es bestimmt war, hinlänglich. Daedalus, der Athenienser, sagt er, machte für den König Minos ein Gefängniß, aus welchem beynahe unmöglich zu entfliehen war. Die vielen

vielen Gänge desselben liefen, wie ein Schnecken-haus gewunden, fort. Man nennte es das Labyrinth.

Dieses war dasjenige Gefängniß, worinn Theseus nebst seinen Gefährten sein Leben endigen, und also lebenslang seine Schande tragen sollte. Doch die Liebe und sein Muth befreyten ihn daraus. Es ist aber nicht mehr vorhanden, sondern war bereits zu Plinius Zeiten zerstört. Wir wollen also nur von dem reden, welches noch da ist.

Ich muß aber etwas weit zurücke gehen, um einige Thatsachen, die mit vielen Fabeln untermengt sind, in das Licht zu setzen. Vielleicht bin ich so glücklich durch eine Zusammenstellung der verschiedenen Meynungen der Schriftsteller die Decke hinweg zu nehmen, welche die Wahrheit verhüllet.

Es ist bekannt, daß Androgeos, ein Sohn des Minos, nach Athen gezogen war. Aegeus (König von Athen), feyerte bey seiner Zurückkunft von Trözen die Kampfspiele, welche Panathenäa hiessen. Ganz Griechenland wohnte diesen berühmten Spielen bey. Der junge kretensische Held erschien auch auf dem Platze, überwand alle Kämpfer, und wurde öffentlich gekrönt. Dieser Prinz errichtete hierauf einen Freundschaftsbund mit den Pallantiden, welche die Anwartschaft auf den Thron hatten. Aegeus befürchtete von dieser Verbindung üble Folgen, und ließ ihn bey Oenan

in

in Attika, wohin er sich zu einem heiligen Schauspiel begab, meuchelmörderischer Weise umbringen.

Minos kam an der Spitze einer Seemacht, um das Blut seines Sohnes zu rächen. Nach einer langen und blutigen Belagerung, während deren auch die Pest in Athen wütete, war Aegeus ausser Stand, sich länger zu vertheidigen, und ließ den König von Kreta befragen, was für eine Genugthuung er fordere. Dieser verlangte, daß ihm alle sieben Jahre sieben Jünglinge und sieben Mädchen gesendet werden sollten, um sie dem Minotaurus zu überliefern. Man ließ ihm diese unglücklichen Schlachtopfer verabfolgen, und er nahm sie in seiner Flotte mit sich fort. Zur gesetzten Zeit erschien er abermals an der Spitze eines Geschwaders, und man that gleicherweise seinen Willen.

Diese iungen Leute wurden durch das Loos bestimmt. Die Eltern derienigen, auf welche dasselbige fiel, murreten sehr wieder den Aegeus. Sie beschwerten sich, daß der Unglücksstifter allein leer ausgienge, ingleichen, daß er einen natürlichen Sohn zu seinem Thronerben bestimmte, da er sie hingegen ihrer rechtmäßigen Kinder beraubte, und dachten auf eine Empörung. Als der Zeitpunkt des dritten Tributs eintrat, entschloß sich Theseus zu einem Versuche, wodurch das Murren könnte gestillet werden. Er hatte sich bereits durch manche rühmliche Thaten eine Stelle unter den Helden

den erworben, und vereinigte in seiner Person, noch in der Blüte seines Alters stehend, alle Vollkommenheiten des Geistes und des Körpers. Dieser Theseus also begab sich freywillig unter die Zahl der Schlachtopfer, mit dem Vorsatz, entweder zu sterben, oder sein Vaterland von einem verhaßten Joche frey zu machen. Vor seiner Abreise brachte er dem delphischen Apollo Opfer, und erhielt von ihm die Weisung, sich die Venus zur Führerinn zu wählen.

Doch wir wollen nun sehen, was unter der Decke, in welche die Fabel den Minotaurus gehüllt hat, verborgen ist. Taurus ist der Name eines kretensischen Herrn, welcher aus Knossus gebürtig war. *) Er muß sich durch seine Tapferkeit und andre treffliche Eigenschaften hervorgethan haben, weil ihn Minos zum Anführer der Expedition, die er gegen Phönicien im Sinne hatte, erwählet hat. Taurus, setzt Paläphatus weiter hinzu, überzog die Tyrier mit Krieg, überwand sie, und führte aus ihrer Stadt verschiedene junge Personen mit sich fort, unter welchen sich Europa, eine Tochter des Königes Agenor, befand. Daher rührts, daß man nachgehends sagte, **ein Stier habe sich der Europa bemächti-**

get

*) Isaac Tzetzes an Lykophron: Knossus ist eine Stadt in Kreta, aus welcher Taurus, der Anführer der Armee, welche die Europa entführte, gebürtig war.

get und sie fortgetragen. Die Dichter, welche immer das Wunderbare lieben, setzen noch hinzu, daß sie vom Jupiter, der sich in einen Stier verwandelt habe, entführt worden sey.

Der Sieger hielt sich am Hofe des Minos auf. Nebst einer vortheilhaften Bildung besaß er auch einen glänzenden Ruhm, und kam mit der Beute von Tyrus beladen zurück. Von der Hand der Siegsgöttin bekränzt, schien er nun der Pasiphae, einer Tochter der Sonne, und Gemählin des Königs von Kreta, desto schöner zu seyn. Sie verliebte sich in ihn, überließ sich ihrer Leidenschaft, und bekam von ihm einen Sohn. Als Minos dessen gewiß worden war, daß dieses Kind nicht von ihm, sondern daß es die Frucht der Liebeshändel des Taurus und der Pasiphae wäre, so wollte er es zwar nicht umbringen lassen, schickte es aber auf das Gebirge, wo es bey den Hirten dienen sollte. Der Jüngling nahm in ienen wilden Gegenden ein rauhes Wesen an. Er nährte sich davon, daß er Räuberey trieb, und die Heerden bestahl. Da er erfuhr, daß Minos Leute ausgeschickt habe, die ihn gefangen nehmen sollten, grub er sich eine tiefe Höhle und nahm seine Zuflucht darein. In der folgenden Zeit schickte der König dem Sohne des Taurus die Verbrecher, die er am Leben bestrafen wollte, zu. Seine Wildheit, und das ihm aufgetragene Amt, waren es ohne Zweifel, um welcher willen ihm der Name **Minotaurus** beygelegt worden, und die Dichter

 und

Bayerische Staatsbibliothek München

und Maler haben ihn deswegen als ein Ungeheuer abgebildet, das halb Mensch und halb Stier wäre. Dies war aber nur ein sinnreiches Emblem, das zu gleicher Zeit seine Abkunft, sein wildes Wesen, und seine verhaßten Dienste vorstellte.

Als Theseus in Kreta angekommen war, bemühete er sich, den Zorn des Minos zu besänftigen, welcher sich in die Peribäa, eine von den sieben atheniensischen Mädchen, verliebet hatte. Er bewies ihm, daß er ein Sohn Neptuns wäre, und gab sich alle Mühe, die Strenge seines Schicksals zu mildern. Der König, der beynahe ganz besänftiget war, begegnete ihm anfänglich auf eine günstige Art, und erlaubte ihm, bey den öffentlichen Spielen sich unter die Kämpfer zu mengen. Der atheniensische Held erwarb sich durch seine Geschicklichkeit und Stärke eine allgemeine Bewunderung, und iedermann gewann ihn wegen seiner Schönheit lieb.

Die kretensischen Frauenzimmer waren gewohnt, den Nationalspielen beyzuwohnen. Ariadne sah bey denselben den Theseus kämpfen. Sie sahe, wie er die berühmtesten Kämpfer ihres Landes zu Boden warf, und indem sie die Tapferkeit und die Reitze des iungen Helden bewunderte, schliech sich Amor in ihr Herz, und brachte ihr eine tiefe Wunde bey. Es ist wahrscheinlich, daß sie dem Sieger ihre Liebe gestanden, und daß er, um dem Befehl des Orakels zu gehorchen, sich dieses Geständniß zu Nutze gemacht habe. Man

darf

darf weiter annehmen, daß Minos, als er von diesem Liebeshandel Nachricht bekommen, selbigen für eine neue Beleidigung gehalten, und sich daher entschlossen habe, den Theseus in das Labyrinth zu Knossus einzusperren, wo er in den Finsternissen eines ewigen Gefängnisses vergraben bleiben sollte. Als er zu dem Eingang desselben gekommen war, grief er den Deukalion nebst seinen Begleitern an, und machte sie nieder. Diese verzweifelte That brachte den Minos so sehr auf, daß er seinen Feind nicht mehr schonen wollte, sondern ihn dem Taurus zuschickte, mit dem Befehl ihn sterben zu lassen.

Man erinnere sich, daß Taurus des Minos Scharfrichter war, und in einer tiefen Höhle wohnte, wo er die ihm zugeschickten Gefangenen hinrichtete. Die Alten versichern, daß man den Namen Labyrinth auch diesem finstern Aufenthalt gegeben habe, wo die menschliche Kunst der Natur zu Hilfe gekommen war, und eine Menge von neuen Gängen und krummen Wegen gebahnt hatte, aus denen man sich beynahe unmöglich heraus finden konnte. In diesem Labyrinth, welches das kretische ist, hielt sich der Minotaurus auf, oder der Sohn des Minos, der, wie oben gesagt worden, sich eine unterirdische Wohnung unter einem Berge gegraben hatte. Und hier war es, wo er die blutigen Exekutionen verrichtete, die ihm vom Könige befohlen wurden.

Doch wir kommen wieder auf den Theseus zurück. Als dieser athenienſiſche Held verurtheilt war, vom Scharfrichter des Minos hingerichtet zu werden, ſo gieng er nach Gortyna ab, ohne iedoch zu wiſſen, was ihm bevorſtünde. Er würde ſeinem Schickſal untergelegen ſeyn, wenn nicht Amor für ſein Leben gewachet hätte. Ariadne, voll Bekümmerniß um ihn, hatte ihm von der Falle, die ihm bereitet wäre, Nachricht ertheilet. Sie hatte ihm die Irrgänge und die Gefahren des Labyrinths beſchrieben, den Faden, womit er ſeinen Weg bezeichnen könnte, mitgegeben, und den Degen, womit er das verhaßte Blut des Minotaurus vergieſſen ſollte, in ſeine Hände geliefert.

Es ſcheint, daß Theseus in der Inſel einige Leute auf ſeine Seite gebracht, und entweder durch ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Muth, oder durch die Verwendung ſeiner Geliebten, die Wache, welche Taurus bey ſich hatte und zu ſeinen Exekutionen gebrauchte, gewonnen habe. Denn ſobald er zu Gortyna angekommen war, verließen den Minotaurus ſeine Leute, und ſtellten ſich, als ob ſie die Flucht nähmen. Dieſes Ungeheuer ſchöpfte Argwohn, daß er verrathen ſey, und entfloh an den Ort, der das Labyrinth genennet wurde. So erzählt es Cedrenus. Seine Worte geben zu erkennen, daß Taurus ſich in dieienige finſtere Höhle, von welcher ich geredet habe, zurück gezogen habe. Dies war ſeine Zuflucht, vielleicht ſeine Veſte. Hier war es, wo er die Verbrecher am Le-

ben

ben bestrafte. Klaudianus, um diesen Aufenthaltsort von dem berühmten Gebäude, welches Dädalus zu Knossus anlegte, zu unterscheiden, sagt: **das Labyrinth zu Gortyna, der gewöhnliche Aufenthalt des Minotaurus.**

Vielleicht war es eine blosse List, daß sich des Minos Henker in Sicherheit begab. Vielleicht wollte er seinen Feind nur in den unterirdischen Aufenthalt locken, dessen irrsame Gänge ihm genau bekannt waren, und woselbst er ihn mit Vortheil anfallen und leicht in die andere Welt schicken konnte. Allein Theseus brachte den Faden der Ariadne, seinen Degen, und seinen unbezwinglichen Muth mit. Er verfolgte den Minotaurus durch die geschlängelten Gänge seiner Höhle, bekam ihn zu packen, und machte ihn nieder.

Sobald er sein Vorhaben ausgeführt hatte, begab er sich schleunig zu Schiffe, und führte seine Geliebte, nebst den jungen von ihm geretteten Opfern, mit sich fort. Die übrigen Begebenheiten der Ariadne und des Theseus sind schon bekannt, und überdies gehört es nicht zu meiner Absicht, davon zu reden.

Das wäre es nun, was mir von den kretensischen Labyrinthen als das wahrscheinlichste vorgekommen ist.

Uebrigens fanden sich in verschiedenen Ländern ähnliche Labyrinthe, die mehr oder weniger irrsam waren. Strabo sagt, es seyen bey Nauplia Höh-

len befindlich, worinn man Labyrinthe, welche die Cyklopen genennt wurden, angelegt habe.

Ich fahre nun in der Beschreibung meiner Reise fort. Der türkische Pächter, der uns, als wir wieder aus dem Labyrinthe heraus waren, aufgenommen hatte, bewirthete uns so gut, als nur immer in seinen Kräften stund. Indessen mußten wirs uns doch gefallen lassen, auf eben dem Teppich, worauf wir unsere Abendmahlzeit eingenommen hatten, uns zur Ruhe zu legen und unsre Stiefel angezogen zu behalten. Am folgenden Morgen waren wir bald reisefertig, und brachen mit Aufgang der Sonne auf, nachdem wir mit unserm Wirthe Richtigkeit gemacht hatten, welcher sich mit dem, was wir ihm aus gutem Willen gaben, begnügen ließ.

Weitere Reise.

Einige Stunden lang zogen wir durch die Ebene. Der Weg war eben so bequem als anmuthig. Doch, nachdem wir an die Anhöhen gekommen waren, wurde er rauher. Wir wandten uns zur Seite derjenigen Hügel hin, in welche der Berg Ida auf der Mittagsseite auslauft. Zwo andre Bergketten formirten zwischen uns und demselben ein doppeltes Amphitheater, über welchem er sein maiestätisches Haupt erhob. Wir sahen, wie sich blendendweisse Wolken zusammen zogen, und sich um seinen Gipfel herum legten. Sie machten einen silbernen Kranz um denselben, der von der Sonne

ne beschienen einen ganz herrlichen Schimmer von sich gab. Diese Wolken gehorchten dem Gesetze der Attraction. Denn nachdem sie einige Stunden lang den Gipfel des Berges bekränzt hatten, löseten sie sich unmerklich in Tropfen auf, welche auf die unter ihnen liegenden Gegenden herabfielen, und verschwanden endlich. Dann kamen andre an ihrer Statt, die sich eben so wie die vorigen zertheilten.

Eine solche überall verbreitete Kraft ist es, welche die Wolken nach der Spitze hoher Berge hinzieht. Sie ists, welche den Quellen, Brunnen, Bächen und Flüssen in der ganzen Welt ihren Ursprung giebt. Laufen die Wolken in hohen Regionen, wo die Kälte das Flüssige dicht machen kann, so verwandelt sich das Wasser der Wolken in Hagel und Schnee. Erreichen sie aber nur eine mittlere Höhe, wo die Kälte noch nicht so heftig ist, so lösen sie sich in Nebel, Regen und Thau auf. Wenn die Berge mit Waldungen bekleidet sind, so entspringen auf ihnen mehr Quellen und Bäche, weil das Laub der Bäume vornehmlich die Eigenschaft besitzt, die in der Atmosphäre verbreitete Feuchtigkeit einzusaugen. Um also einem dürren Lande Wasser zu verschaffen, dürfte man nur die Abhänge der Berge mit Waldungen bepflanzen. Wenn man bey den Alten findet, daß sie z. B. den Glaukus oder den Xanthus, welche in Kleinasia fliessen, und heut zu Tage nur Bäche sind, als Flüsse anführen, so geräth man in Versuchung,

ihre Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen. Bedenket man aber, daß die Berge, auf welchen diese Flüsse entspringen, heut zu Tage von Bäumen und Erde entblößt sind, und folglich dem Zuge der Wolken nichts mehr entgegen zu setzen haben; bedenket man, daß dieselben ehehin, da sie noch mit Waldungen bekränzt waren, die Wolken um ihren Gipfel herum vest hielten, und ihnen ihre Feuchtigkeit abnahmen: so wird man sich leicht überzeugen können, daß der Glaukus, der Xanthus und so manche andre, in welche ehemahls die schönsten Bäche fielen, wirklich verdient haben, Flüsse genennet werden.

Indem unsre Reise um den Berg Ida herumgieng, bemerkten wir, daß sich der oberste Theil desselben allmählig verdunkelte, und sich kurz hernach in einen dichten Nebel einhüllte. Bald darauf sahen wir, wie sein kahles Haupt von einem Schneegestöber weiß wurde, und ihm der Winter seinen blendenden Mantel umlegte. Da wir uns nicht über 1200 Toisen hoch befanden, so genossen wir einer angenehmen Temperatur der Luft. Der Himmel war rein und heiter. Die Sonne durchlief mit ihrem vollen Glanz und Pracht das azurne Gewölbe. In den tiefen Thälern, die sich auf unsrer linken Seite hinstreckten, waren die Flußbette mit Myrthen und Lorbeerrosen umsäumt. Grünbelaubte Bäume schmückten den Fuß des Berges, und mitten im November trafen wir Gebü-

sche

sche an, deren Grün eben so frisch wie zur Frühlingszeit war.

Der Berg Ida nimmt in der Gegend von Kandia seinen Anfang, und ziehet sich von Osten nach Westen bis an die weissen Berge fort. Er erstreckt sich von dem nördlichen bis zu dem südlichen Meer, und ist der höchste Berg auf der Insel. An verschiedenen Orten bleibt der Schnee das ganze Jahr durch auf demselben liegen. Von seinem Rücken herab sieht man zugleich das kretische und das libysche Meer. Mit Vergnügen schweifen die Blicke an einem unermeßlichen Horizont herum. Man erkennt auch verschiedene in dem Archipel zerstreute Inseln, als Cythere, Milo, Argentiera. Verweilt man bloß bey den Gegenständen, die man vor sich hat, so sieht man, wie sie sich perspektivisch hinziehen, und hie und dort abwechselnde Scenen und eben so mannichfaltige als entzückend schöne Ansichten gewähren.

Im Sommer, wann der Schnee geschmolzen ist, finden die Heerden auf den grossen Ebenen, die sich am Abhange des Berges hinziehen, eine vortreffliche Weide. Derienige Theil des Berges, welcher die Aussicht nach Kandia hat, besitzt Waldungen, welche vornehmlich aus Ahornbäumen und Steineichen bestehen. Dieienigen Seiten, welche sich gegen Mittag wenden, sind mit Erdbeerbäumen, Andrachnen, Cisten und Alaternen besetzt. Cedern, Tannen und Cypressen schmücken die Vorderseite gegen Morgen. Auf der Westseite, wo der Berg

gerade in die Höhe gehet, zeigen sich bloß aufgethürmte Felsen, welche zu besteigen unmöglich ist. Der Berg trägt noch eine Menge andrer Pflanzen, woran sich ein Botanist ergötzen könnte, als den ächten grossen Steinklee und den rothblühenden Majoran. Allenthalben fallen häufige Quellen von dem Rücken des Bergs herab. Einige davon werden in den Thälern zu reissenden Wassern: Andere laufen durch Ebenen, welche fruchtbare Erndten liefern. Diese sind durch Kunst abgeleitet worden, und unterhalten die Fruchtbarkeit von einer Menge Bäume, die um die Dörfer herum gesetzt sind. Die Hügelrücken, auf welche die Sonnenhitze wirken kann, sind mit Weinstöcken bepflanzt, die eine vortrefliche Frucht tragen, und allenthalben auf den Gefilden finden sich Oelbäume in Menge.

Die mannichfaltige Beschaffenheit der Landschaften, welche unablässig unsre Blicke auf sich hefteten, verursachte, daß wir die Gefährlichkeiten vergassen, denen wir uns ausgesetzt hatten. Unser Weg gieng eine Meile lang an dem Abhang eines sich hoch hinaufstreckenden Hügels hin. Auf der einen Seite war das Erdreich, welches schnurgerade in die Höhe stieg, wie eine Mauer anzusehen. Auf der andern hatten wir einen 200 Schuh tiefen Hohlweg, in welchem sich ein reissender Strom über die Kiesel, womit sein Bette angefüllt war, fortstürzte. Der Pfad wurde so enge, daß es, nachdem wir uns einmahl darauf

befan-

befanden, eine Unmöglichkeit war abzusteigen, wenn nicht entweder Mann oder Thier zu Grunde gehen sollte. Ich lüge nicht, wenn ich sage, daß dieser gefährliche Weg an manchen Orten nur anderthalb Schuh breit war. Und neben daran ein Abgrund, in dessen Tiefe man nicht ohne Entsetzen hinunterblicken konnte! Bey dieser Gelegenheit wurden wir überzeugt, was wir für gute Pferde hatten. Kein einziges stolperte. Es war, als ob sie die Grösse der Gefahr einsahen; so vorsichtig giengen sie, und untersuchten, wo sie auftreten sollten. Inzwischen geschah es doch, daß das beste davon auf einer feuchten Stelle ein wenig glitschte, und sich am Rande des Abgrundes einen Augenblick schwebend erhielt. Ich machte nicht die geringste Bewegung, und es setzte seinen Gang fort. Wir kamen von diesen Anhöhen durch einen so jähen Hohlweg herab, daß der Rücken des Reuters und das Kreutz des Pferdes einander berührten. Endlich langten wir nach einem zehnstündigen Marsche gesund und wohlbehalten in dem Kloster Asomatos an.

Kloster Asomatos.

Es war schon Nacht. Als daher unsre Jenissären zuerst sich anmeldeten, so dachte der Prior, es möchte eine Bande Türken des Vorhabens seyn, ihn zu überfallen, und versteckte sich. Allein wir hatten, wie schon gesagt, einen Dollmetscher bey uns, der mit der Art, wie sich diese Religiosen zu be-

betragen pflegen, bestens bekannt war. Dieser suchte überall herum, und fand endlich den Prior. Er vermeldete ihm ein Kompliment von dem französischen Konsul, der so eben in seinem Hause angekommen wäre, und erkundigte sich, womit er ihm in Kandia etwas gefälliges erweisen könne. Indem er ihm auf diese Art bald schmeichelte, bald ihn auf seinen Vortheil aufmerksam machte, so gewann er uns seine völlige Gunst. Man hatte uns Anfangs in das für die Fremden bestimmte Zimmer geführt, wo wir auf dem blossen Boden hätten schlafen müssen, und machte zu einer sehr magern Mahlzeit Anstalten. Alles aber bekam gleich ein anders Ansehen, als der Herr seine Stimme hören ließ. Er erschien in eigner Person, sich über die glückliche Ankunft des Konsuls zu erfreuen, und bat uns, ihm in einen sehr grossen Saal zu folgen, in welchem die Tafel gedeckt wurde. Wir unterhielten uns eine Zeit lang im Gespräche mit einander, und unser schlauer Dollmetscher, der die schwache Seite unsers Wirthes bald kennen lernte, schmeichelte seiner Eitelkeit und versprach ihm weiß nicht was von seiner konsularischen Gewalt. Sein Weihrauch wurde nicht umsonst verschwendet. Man ließ uns nicht lange auf das Essen warten, und wenn ich die Fleischspeisen nebst den verschiedenen Gemüsen und Früchten zusammen rechne, so mögen wohl 40 Schüsseln aufgetragen worden seyn. Das war ein herrlicher Anblick für uns ausgehungerte Leute, die wir einen ganzen Tag unter

Wegs

Wegs gewesen waren und keinen Bissen über unsre Zunge gebracht hatten. Wir säumten nicht, unsern Appetit zu stillen. Der Prior schenkte uns seine Gegenwart, und sprach uns treuherzig zu. Er gab einem Diakon, der hinter seinem Stuhle stand, einen geheimen Schlüssel, und bald kam derselbe wieder, und brachte einige Bouteillen alten Wein mit, dessen Geruch den ganzen Saal erfüllete. Um uns aufzumuntern, trank er einige Gläser auf unsre Gesundheit, und verlangte, daß wir ihm Bescheid thun sollten. Als die Mahlzeit zu Ende gieng, war er so aufgeräumt, daß er, in der Hoffnung uns die Zeit zu verkürzen, den Vorschlag that, von seinen Priestern ein Kyrie eleison singen zu lassen. Wir waren es zufrieden. Gleich traten verschiedene Knaben, Diakonen und Subdiakonen herein, und stimmten auf ein gegebenes Zeichen das Kyrie eleison an. Sie sangen durch die Nase, und vollführten ein jämmerliches Geschrey. Wir mußten alle Mühe anwenden, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Endlich hörten sie auf, und wir bezeugten ihnen durch ein Händeklatschen unsern Beyfall. Wir glaubten, es werde dabey sein Verbleiben haben. Allein er bat uns, eben denselben Gesang auf Französisch zu singen. Sogleich stimmte ein junger Mensch von unsrer Gesellschaft einen ziemlich lustigen Gesang an, den wir alle zusammen wiederhohlten. Der Prior und seine Pfaffen bezeugten ein grosses Wohlgefallen an unserm Kyrie eleison, meynten aber,

aber, ihr Gesang habe mehr erhabenes, welches wir ihnen auch gerne zugestanden.

Ich erzähle dergleichen Kleinigkeiten deswegen, weil man daraus den Charakter der Leute, die man besuchet, abnehmen kann. Obgleich die Griechen in der tiefsten Erniedrigung leben, so behalten sie doch einen Stolz und eine Eitelkeit bey, die sich mit nichts als mit ihrer Unwissenheit in Vergleichung setzen lassen. So lange man ienen Leidenschaften schmeichelt, kann man alles von ihnen erhalten. Sobald man aber denselben entgegen handelt, macht man sie sich zu unversöhnlichen Feinden, und lauft Gefahr, von ihrer Treulosigkeit Proben zu erfahren. Der Prior von Asomatos, der in einer so tiefen Unwissenheit steckte, daß er sich nicht das geringste davon träumen ließ, wollte uns zu Zeugen seiner seltenen Gaben machen, indem er seine Stimme mit der Stimme seiner Pfaffen vereinigte, ihnen den Ton angab, und sein Kyrie eleison sang. Unser herrliches Mahl, die köstlichen Weine, die vortrefflichen Betten, worinn wir schliefen, dies alles hatten wir der kleinen Höflichkeit und dem Weihrauch, den wir seiner Eigenliebe streueten, zu danken.

Das Kloster Asomatos liegt unten an dem Berge Ida auf der Mittagsseite. Es befindet sich sehr nahe an demselben, so daß es scheint, als ob die an verschiedenen Orten herabhangenden Felsenstücke auf das Haus herunterstürzen, und selbiges unter ihren Trümmern vergraben wollen. Die

andre

andre Seite des Klosters hat mehr Annehmlichkeit. Man erblickt daselbst Baumgärten voller Jujubiers, deren Früchte eben reif waren, ingleichen von Pomeranzen- Citronen- und Mandelbäumen. Die Religiosen besitzen ansehnliche Pflanzungen von Oelbäumen, Ackerfelder und herrliche auf den Hügelrücken angelegte Weingärten. Eine Menge Bäche befruchten ihre Felder. Asomatos würde eine reitzende Wohnung seyn, wenn es etwas weiter von den Bergen entfernt läge.

Kloster Arkadi.

Wir ritten gegen 7 Uhr Morgens wieder fort, nachdem wir dem Prior, welcher kam und uns eine glückliche Reise wünschte, unsern grossen Dank bezeugt hatten. Wir waren Willens, das Frühstück zu Arkadi, dem schönsten Kloster in der Insel einzunehmen. Da wir nur 3 Meilen dahin zu machen hatten, so hofften wir, zu guter Zeit daselbst anzulangen. Allein die Wege sind fürchterlich. Wir ritten anderthalb Stunden, bis wir auf die Höhe der vordersten Hügelreihe, deren verschiedene mit dem Berge Ida parallel laufen, kamen. Auf der erstgedachten stehet das Kloster Arkadi. Wir trafen sehr steile Pfade an, welche stufenweise in den Felsen gehauen waren, und es kam nun darauf an, daß unsre Pferde über diese Granit- und Marmorstufen, ohne auszuglitschen und ohne zu stolpern, hinaufkletterten, indem wir ausserdem auf den Steinen Hals und Bein

gebrochen haben, oder in die reissenden Ströme hinabgestürzt seyn würden. Man denke nicht, daß ich die grausende Gefahr der Wege, über welche wir reisen mußten, vergrössere. Wenn man das erstemahl eine Reise in Kreta macht, glaubt man bey iedem Schritt in Lebensgefahr zu seyn. Man wird aber bald durch die Erfahrung sicherer, und es kann dann kein Weg zu fürchterlich seyn, den man sich nicht mit den einheimischen Mauleseln und Pferden zu machen getrauete.

Wir fanden uns für die ausgestandenen Beschwerlichkeiten durch die schönen Lagen, die sich unsern Blicken zeigten, entschädiget. Wir kamen durch Gebüsche von Erdbeerbäumen, Andrachnen und Alaternen, deren Grün sich beständig erhält. Tannen von einer wundernswürdigen Höhe streckten sich aus dem Schnee empor. In den Waldungen findet man Heerden von Steinböcken und wilden Ziegen. In den Thälern war der Lauf der Bäche und Flüsse durch Myrthengebüsche, von denen manche Aeste mit Blüthen behangen waren, bezeichnet, welche das glänzende Grün ihres Laubs mit dem des Rosenlorbeerbaums vermengten. Die Schaafe weideten am Abhange der Felsen, und um die einzeln stehenden Hütten waren Bäume gepflanzt. Ueberall erblickte das Auge eine reitzende Landschaft, woran es sich nicht satt sehen konnte. Zuweilen waren die Gegenstände neben einander gestellet, so daß man sie einzeln nach allen ihren Theilen betrachten konnte.

konnte. Zuweilen verlohren sie sich in eine dunkle Ferne, so daß man nur dünne Schatten erblickte, die auf eine anmuthige Art den Horizont bildeten.

Nach einem mühsamen Marsch von drey Stunden kamen wir im Kloster Arkadi an. Der Prior empfieng uns höflich, und ließ uns ein Frühstück zurichten. Dieses am Berge Ida liegende Kloster besitzt weitläuftige Ländereyen, welche von den zahlreichen Kalogeren, die dasselbe bewohnen, sorgfältig angebauet werden. Das Oel, der Wein, das Getreyde, das Wachs, welches sie alljährlich davon erndten, belauft sich auf beträchliche Summen. Sie leben sehr bequem und vergnügt, und die Reisenden finden bey ihnen eine sehr gute Aufnahme.

Die Häuser, welche das Kloster ausmachen, sind um einen geräumigen Hof herum gebauet. Man sieht daselbst eine schöne Kirche, worinn die in der Nachbarschaft wohnenden Griechen ihren Gottesdienst abwarten. Unter der grossen Anzahl von Religiosen befinden sich nur wenige Priester. Die meisten nehmen keinen von den geistlichen Orden oder Graden an. Sie dienen unter den Namen Brüder, und lassen sich zu den härtesten Arbeiten beym Feldbau gebrauchen. Durch eine Nachricht Tourneforts veranlaßt, besuchten wir den Keller, worinn derselbe 100 Stücke Wein gezählet hat. Wir fanden aber nur 40 volle Fässer, die iedoch sehr groß waren. In diesen Keller begiebt sich nach einer iedesmahligen Weinlese

der Prior, um den Seegen über die neue Erndte auszusprechen, wobey er folgendes Gebet spricht: "Herr Gott, der du die Menschen liebest, siehe her- "ab auf diesen Wein und auf die, welche davon "trinken werden. Seegne unsre Fässer, wie du "den Brunnen Jacobs, den Teich zu Siloah, "und den Trank deiner heiligen Apostel geseegnet "hast. Herr, der du gerne der Hochzeit zu "Kana beygewohnet hast, wo du, durch Ver- "wandlung des Wassers in Wein, deine Herrlich- "keit deinen Jüngern offenbahrtest, sende iezt dei- "nen heiligen Geist über diesen Wein, und seegne "ihn in deinem Namen. Amen." *)

Nach einem nicht schmalen Frühstück verlangten wir die Kloster Bibliothek zu sehen, weil sie uns sehr gerühmt worden war. Denn man sagte, sie wäre die zahlreichste und vollständigste in der Insel. Wir vermutheten, in derselben litterarische Schätze, oder doch wenigstens die besten Schriftsteller des alten Griechenlands, anzutreffen. Man führte uns in eine Kammer, wo wir ungefähr 200 alte Bücher fanden, welche auf Brettern stunden. Sie waren mit Staub bedeckt, und dem Ansehen nach schon lange nicht der Ehre eines Besuches gewürdiget worden. Fast alle enthielten sie Theologie, Sermonen, oder Kontroversen. Nachdem wir ihrer eine grosse Anzahl aufgeschlagen hatten, ohne etwas unsrer Aufmerksamkeit würdiges an-

*) Tourneforts Reise in die Levante.

angetroffen zu haben, ausgenommen einen geschriebenen Homer, den man uns aber nicht zu kaufen geben wollte, so begaben wir uns wieder zum Prior, ihm unsern Dank zu bezeugen, und nahmen den Weg nach Retimo.

Retimo.

Als wir das Kloster verliessen, gieng es eine Stunde lang Berg ab, bis wir die Ebene erreichten. Nun aber wurde der Weg eben und angenehm. Die Gefilde, durch welche wir kamen, gliechen in Ansehung ihrer Kühle und Fruchtbarkeit der Grafschaft Avignon, nur daß die Produkte und Bäume verschieden waren. Man wird nicht von Langeweile geplagt, wenn man durch eine schöne Landschaft reiset. Insbesondere schätzt man sich dann glücklich, zu Pferde zu seyn. Denn man hat so einen weitern Horizont um sich, und übersieht nichts von den Lagen, Ländereyen und Schönheiten der Natur. Ist die Temperatur des Klima milde, so genießt man noch überdies des heitern Himmels, der reinen Luft, der kühlen Winde, und der reitzenden Wohlgerüche, welche die balsamischen Pflanzen auf allen Seiten ausdüften. Fast alle diese Vortheile gehen für einen Reisenden, der in einem Wagen eingesperrt ist, verlohren. Daher reiset man in dem ganzen Morgenlande nur zu Pferde, oder auf Mauleseln und Kameelen. Die Sänften sind nur für die Frauen bestimmt, welche wegen der Eifersucht ihrer Männer

ner in einer beständigen Gefangenschaft, selbst auf Reisen, leben müssen.

Ein reicher jüdischer Handelsmann, welcher zu Retimo ansässig war, trieb daselbst unter dem Schutze eines Firmans von der Pforte, den ihm der französische Konsul ausgewirket hatte, ungestört sein Gewerbe. Da es sein Vortheil mit sich brachte, dem neuen Konsul schön zu thun, so machte er zu seinem Empfang trefliche Anstalten. So bald er unsre Annäherung erfuhr, schickte er ihm ein prächtig aufgeschirrtes Pferd entgegen, und wir hielten einen stattlichen Einzug in die Stadt. Bey dem Hause des Handelsmanns stiegen wir ab, und fanden daselbst alle möglichen Bequemlichkeiten, die wir nur immer wünschen konnten. Damit wir der Kühle des Abends geniessen möchten, wurde die Mahlzeit in der Hausflur aufgetragen, welche auf der einen Seite nach dem Hof und auf der andern Seite nach einem mit Pomeranzenbäumen besetzten Garten eine offene Aussicht hatte. Es war ein eigentliches Festin, bey welchem unser Wirth einen solchen Ueberfluß und Aufwand zeigte, dergleichen ich nie erfahren habe. Man setzte zuerst drey gebratene Lämmer, wovon zwey gefüllet waren, auf die Tafel. Dann kamen drey Piphahne. Sechs Rebhühner, sechs junge Hühner, und ein Dutzend vortrefliche Wachteln machten die dritte Tracht aus. Dann wurde die Tafel mit Früchten, Konfituren, Backwerk von Mandeln und Pistazien, und einer Menge leckerhafter

Sachen

Sachen besetzt. Der lange Weg über steile Berge hatte unsern Appetit geschärft, so daß wir uns alles wohl schmecken liessen, wozu auch der gute Wein half. Bey dieser Gelegenheit kostete ich zum erstenmahl den Gesetzwein,*) der in Frankreich fast ganz unbekannt ist, aber recht sehr verdient, bekannt zu werden.

Um das Fest zu erhöhen, wurde ein inländischer Tonkünstler gerufen. Er war ein Türke, welcher währender Mahlzeit eine Zeitlang auf der Violin spielte. Dergleichen Leute kennen keine einzige musikalische Note, sondern spielen blöß auswendig, zuweilen auch nach ihrer Fantasie, und tragen alle Stückgen und alle Einfälle, die ihnen in den Sinn kommen, vor. Bald unterhielt er uns mit einer Folge von lustigen, muntern und flüchtigen Tönen, welche das Ohr auf eine angenehme Art kitzelten. Oefter aber ahmte sein trauriges und melancholisches Spiel die kläglichen Töne der Romanze nach, und brachte in der Seele tiefe Ge-

*) Gesetzwein, so wie bey uns Coscherwein. Ueb. Jenen Namen geben die Franzosen einem weissen Wein, welchen die Juden in Retimo zubereiten. Er wird auf den Hügelrücken, welche der völligen Sonnenhitze ausgesetzt sind, gelesen. Er erweckt in dem Magen eine gelinde Wärme, hat einen feinen, niedlichen und wohlriechenden Geschmack, und läßt sich mit keinem von den französischen Weinen vergleichen.

Gefühle hervor. Dieser musikalische Extemporist besaß etwas, wodurch man in Verwunderung gesetzt wurde. Sein Spiel war sehr abwechselnd, und manche ausnehmend zärtliche Passagen zwangen gleichsam Herz und Ohr, der Melodie seiner Töne einen Eindruck zu verstatten. Er stund zu Retimo in einem grossen Ruf, und ich zweifle nicht, daß man ihm auch in Paris mit Vergnügen würde zugehört haben.

Wären wir unserm Wirthe gefolgt, so hätten wir die ganze Nacht bey Tische zugebracht. Allein da wir am folgenden Morgen wieder abreisen mußten, so begaben wir uns gegen Mitternacht in die uns angewiesenen sehr netten Gemächer. Wir fanden darinnen wohlversehene und weiche Betten, welche den Schlaf einzuladen schienen, womit wir uns auch reichlich erquickten.

Retimo ist das alte **Rhitymnia** des Erdbeschreibers Stephanus, welches Ptolemäus **Rhitymna** nennet. Sie ist eine artige Stadt, und liegt beym Anfang einer durchaus fruchtbaren Ebene. Ihr Umfang ist nicht gar groß, und die Zahl ihrer Einwohner belauft sich kaum auf sechstausend. Eine Citadelle, welche auf einem in die See hinausreichenden Felsen angelegt ist, würde zu ihrer Vertheidigung hinlänglich seyn, wenn nicht selbige von einem hohen Berge bestrichen würde, von welchem man sie tüchtig beschiessen kann. Der beynahe ganz verstopfte Haven kann nur Barken einnehmen. Die Türken lassen es gehen, wie es

geheт,

gehet, ohne den Verwüstungen, welche die Zeit mit sich führt, vorzubeugen, und sehen mit ungetrübten Blicken zu, wie die nützlichsten Werke zu Grunde gehen. Aus dieser Ursache verstopfen sich überall ihre Häven, und das Kommerz zieht sich nach andern Orten, wo es mehrere Bequemlichkeit findet. Ehemals unterhielt die französische Nation einen Vice-Konsul zu Retimo, woselbst die Schiffe von Marseille sich mit Oel beluden. Seit langer Zeit aber können sie nicht mehr daselbst anlegen, und deswegen hat die Regierung einen Beamten, der nichts nützet, abgeschafft.

Indessen wäre es doch eine Sache von der größten Wichtigkeit, den Haven zu Retimo wieder herzustellen. Die Ebenen um denselben tragen allerley Produkte in Menge. Man sammlet von ihnen viel Oel, Baumwolle, Safran, Wachs, und diese verschiedenen Handlungszweige würden sich noch weiter ausbreiten, wenn die Einwohner ihre Waaren in das Ausland verführen könnten. Ihre Gärten bringen die besten Früchte auf der ganzen Insel hervor. Die dasigen Granaten, Mandeln, Pistazien und Pomeranzen sind vortrefflich. Daselbst findet man auch den Abrikosenbaum, welcher das Mischmisch trägt, das einen sehr lieblich schmeckenden Saft und einen balsamischen Geruch hat. Es ist eine Art von kleinen Pfirschen, aber saftiger und kleiner als die in Frankreich.

Fünf Meilen von der Stadt öffnet sich eine unabsehliche Landschaft zwischen dem westlichen Ende des Berges Ida und der ersten Reihe der weissen Berge. In diesem breiten Thal liegt das Dorf Marguarites, das bewohnteste auf der ganzen Insel. Denn es enthält ungefähr 10,000 Griechen, welche die umherliegenden fruchtbaren Ebenen bauen, und gewiß ihr Oel, Korn und andre Lebensmittel nach Retimo bringen würden, wenn es einen Haven daselbst gäbe. Dieser Flecken ist nur 2 Meilen vom nordlichen Meer entlegen, und in einer geringen Entfernung von der Strasse nach Kandia. Es lauft bey demselben ein kleiner Fluß vorbey, welcher absatzweise von den Bergen herabfällt. Das liebliche Klima und die mannichfaltigen Produkte dieser artigen Landschaft bewogen die Venetianer, daselbst ihre Wohnungen aufzuschlagen. Sie führten verschiedene Landhäuser auf, worinn sie einen Theil des Jahres zubrachten. Man erkennt deren gegenwärtig noch verschiedene, und siehet es ungerne, daß sie von unwissenden Griechen oder von rohen Türken bewohnt werden. Noch sind nur blosse Trümmer von den Gärten vorhanden, welche die Kunst angelegt und die Natur mit immer sich erneuernden Blumen und Früchten geschmückt hatte. Die Griechen zu Marguariter besitzen, ohne Zweifel vermöge des Unterrichts ihrer ehemaligen Herren, die Kunst, aus Oliven ein angenehmes Getränk zu bereiten. Sonst aber wird das dicke und grobe Oel, das in ienem Lande

gewonnen wird, schwerlich den Gaumen eines Ausländers, der durch Provenceröl verwöhnt ist, vergnügen können. Dasienige, welches zu Marguarites und zwar mit mehrerem Fleiß als anderwärts bereitet wird, ist sehr gut und behält einen fruchtähnlichen und angenehmen Geschmack bey. Das bisher bemeldte fruchtbare Thal, nebst dem grossen Dorf, ist ein Apanage der Sultaninn Walide. Sie schickt einen Beamten hin, welcher den Tribut einsammlen muß. Die Paschas von Retimo und von Kandia haben daselbst nichts zu befehlen.

Als wir uns von Retimo wieder aufmachten, überhäufte uns der iüdische Handelsmann mit Geschenken an Lebensmitteln, die er uns auf den Weg mitgab.

Weitere Reise.

Gleich von der Stadt an hatten wir 2 Meilen lang schlimmen Weg, der über einen Felsen geführt war. Als wir von den Anhöhen herab waren, zogen wir drey Stunden lang an dem Seeufer hin, und obgleich unsre Pferde in dem Sande waden mußten, ritten wir doch mit starken Schritten. Nachdem wir den Rücken der weissen Berge erreicht hatten, welche mit ihrem vordern Theile gegen Norden in das Vorgebirge Drepassum auslauffen, mußten wir immerfort bald auf hohe Felsen hinan, bald in tiefe Thäler hinunter klettern. Dies war eine äusserst mühsame Reise. Wir fan-

den endlich einen mit frischem Gras bewachsenen Platz, den eine Quelle kühlte. Einige Oelbäume gaben uns mit ihrem Laube Schatten. Hier packten wir die Geschenke des wackern Hebräers aus, und giengen gar nicht sparsam damit um. Man hatte uns gesagt, daß der französische Konsul in dem Hause, wohin uns unsere Wegweiser führen sollten, für seinen Nachfolger eine Abendmahlzeit habe zurichten lassen. In dieser schmeichelhaften Hoffnung waren wir verschwenderisch, mußten aber hernach dafür büssen.

Wir ritten vergnügt wieder fort, und machten noch 6 Meilen auf einem abscheulichen Wege. Wir verliessen nun die ordentliche Strasse, und irreten auf ein Gerathewohl über Berge, von welchen wir hundertmahl hätten hinabstürzen können. Wir mußten auch durch einen Fluß reiten, der beynahe unsre Pferde gehoben hätte. Zum Unglück brach die Nacht herein, und wir sahen kaum mehr unsern Weg. Als es noch finstrer geworden war, mußten wir uns lediglich unsern Pferden anvertrauen. Endlich kamen wir doch in das angezeigte Dorf, und begaben uns voller Freude in das Haus, wo man auf uns warten sollte. Allein der französische Konsul, ein alter geitziger Mann, hatte sein Versprechen nicht gehalten, sondern uns, der bey seinen Kollegen eingeführten Gewohnheit zuwider, gänzlich aus der Acht gelassen. Auf solche Art fanden wir nicht das geringste von Lebensmitteln, und alle Einwohner waren schon zu Bette.

Inzwischen, da wir uns Mühe darum gaben, erhielten wir endlich doch Oliven, Eyer und schlechtes Brod. Damit mußten wir uns für diesmahl begnügen lassen. Unterdessen, als wir diese armseelige Mahlzeit hielten, fiel uns beständig das herrliche Mahl des vorigen Abends ein, und ein ieder von uns verwünschte den Konsul. Wir legten uns gestiefelt und in unserm völligen Anzug auf Matten, Brettern oder elenden Matrazen nieder, und sehnten uns nach dem süssen Schlafe, um durch ihn für das Ungemach dieses Tages getröstet zu werden.

Da unsre Betten zu hart waren, als daß wir lange schlafen konnten, so stunden wir noch vor Tages auf, und begaben uns um 3 Uhr morgens auf den Weg. Wir verliessen unsre Herberge ohne Widerwillen, und wünschten nur bald nach Kanea zu kommen, wohin wir nicht mehr als 5 Meilen hatten. Eine halbe Meile vom Dorfe mußten wir durch einen tiefen Bach reiten. Wir waren noch von den Finsternissen der Nacht umgeben. Unsre Wegweiser setzten zuerst hinüber, und wir folgten ihnen nach. Um wieder auf die Hauptstrasse zu kommen, von welcher wir uns den Abend zuvor entfernt hatten, zogen wir durch eine gebirgichte Gegend, wo sich kaum ein gebahnter Fußsteig fand. Wir ritten alle in kurzem Schritt hinter einander. In der Dunkelheit, die uns umgab, kamen uns die Berge entsezlich hoch, und das Thal als ein Abgrund vor. Bald aber hörte die

Täu-

Täuschung auf. Der Tag brach an, und wir erkannten nach und nach die Gegenstände deutlich. Auf einmahl zeigte sich die Sonne zu oberst auf den Bergen wie eine Feuerkugel. Ihr Anblick weckte unsre schläfrigen Sinne, und veriagte die Phantomen der Nacht. Die Lichtstrahlen welche sie verbreitete, klärten dort den Gipfel eines Felsen auf, und vergoldeten hier das Laub der auf den Hügeln stehenden Bäume oder die Spitze eines Thurms. Nach und nach erfüllte sie die Ebene mit ihrem Licht, und ergötzte die Blicke mit den prächtigen Scenen, welche sie auf allen Seiten darstellte. Nun erwachet bey dem neubelebten Menschen ein Gefühl von Freude und Glückseeligkeit, und er betrachtet in wonniglicher Ruhe die Wunder der Natur. Das Vergnügen, welches der Anblick der aufgehenden Sonne verschafft, ist allgemein. Alle Geschöpfe empfinden es. Die Vögel erfüllen die Luft mit ihrem Gesange. Das Rindvieh in der Ebene blöcket. Die Schaafe hüpfen blöckend um ihre Mütter. Die Wasserbewohner kommen auf die Oberfläche herauf. Ein iedes Thier drückt nach seiner Art die Freude aus, die es empfindet.

Als wir in die Hauptstrasse wieder eingelenket hatten, entdeckten wir den Meerbusen von Suda, nebst dem Schlosse, welches die Mündung desselben bestreicht. Jenseits zeigte sich der oberste Theil von dem Kap Melek, welcher mit Felsenspitzen besetzt ist. Wir begaben uns nun in die

Ebene

Ebene herab, welche nach Kanea führet, und eine Meile von dieser Stadt kam der Vice-Konsul, uns zu bewillkommen. Man brachte dem neuen Konsul ein schönes und prächtig aufgezäumtes Pferd. Wir theilten uns, und ritten Paar und Paar in das alte Cydon ein. Die Türken bezeugten ihre Freude dadurch, daß sie den Pferden ganze Fluthen von Kafee unter die Füsse gossen. Wir stiegen an der Hausthüre des Konsuls ab.

Kanea.

Die Stadt Kanea ist das alte Cydonia, welches einen vortrefflichen Haven hatte, den die Einwohner mit einer Kette verschloßen. Die Mündung des heutigen Havens von Kanea ist sehr enge, und es wäre daher leicht, ihn auf gleiche Weise zu verschliessen.

Der Ursprung der Stadt Cydon ist unbekannt. Stephanus von Byzanz sagt, sie sey anfänglich von Cydon, einem Sohne des Apollo, Apollonia genennet worden. Pausanias schreibt ihre Grundlegung dem Cydon, einem Sohne des Tegetus, der sich nach Kreta begeben hatte, zu. Herodotus versichert, sie sey von den Samiern erbauet worden, und die zu seiner Zeit daselbst befindlichen Tempel rührten unmittelbar von ihnen her. Alexander endlich behauptet in seinem ersten Buche von den Kretensern, daß sie ihren Namen von Cydon, einem Sohne des Merkur, empfangen habe. Bey einer solchen Verschiedenheit von

Mey-

Meynungen ist die Wahrheit schwer heraus zu bringen. Was liegt aber auch daran, ob wir den eigenthümlichen Stifter iener Stadt so genau wissen, oder nicht?

Cydon stund auf eben dem Platze, wo iezt Kanea steht, und reichte eine halbe Meile über die Seite von S. Odero hinaus, woselbst man noch Ueberbleibsel von alten Mauern siehet, die sehr vest gebauet waren. Das heutige von den Venetianern erbauete Kanea hält nur 2 Meilen im Umkreise. Die Stadt ist auf der Landseite nur mit einer einfachen Mauer umgeben, die aber sehr dick ist, und durch einen tiefen und breiten in den Felsen gehauenen Graben beschützet wird. Wenn der Graben weiter geführt würde, so könnte das Meer um die Wälle herum geleitet werden, auf welchen Katzen (des cavaliers) angelegt sind, um weiter in die Ebene hinaus schiessen zu können. Sie hat nur ein einziges Thor, welches von einem Halbmond gedecket wird. Dieser ist das einzige Aussenwerk. Gegen die Seeseite ist die Stadt besser bevestiget. Zur Linken des Havens sind 4 übereinander aufgeführte Batterien, die mit groben metallenem Geschütz, worauf das venetianische Wappen zu sehen ist, besetzet sind. Die vorderste ist dem Wasser gleich. Die rechte Seite des Havens wird bloß von einer dicken Mauer gedeckt, welche auf dem Rücken einer Klippenkette, deren man sich nicht ohne Gefahr nähern kann, aufgeführet ist. Am Ende derselben stehet ein altes

Schloß,

Schloß, welches zusammenfället. Unterhalb dem Schlosse hatten die Venetianer einige prächtige Arsenale angelegt. Es sind steinerne Bogengewölbe. Ein iedes dieser Gewölbe ist von einer solchen Länge, Höhe und Breite, daß man darunter vor dem Regen gesichert ein Linienschiff bauen könnte. Da das Erdreich abhängig ist, so hat das äusserste dieser schönen Arsenale eine gleiche Höhe mit der See, daher es sehr wohl angienge, die Schiffe unmittelbar aus denselben in das Wasser laufen zu lassen. Die Türken lassen dieses ansehnliche Kunstwerk ganz eingehen.

Die Stadt Kanea ist auf eine gute Art durchschnitten. Die Hauptstrassen sind nach der Schnur gezogen, und die grossen Plätze mit Fontänen geziert. Sie hat kein einziges ansehnliches Gebäude. Die meisten Häuser sind nur ein Stockwerk hoch, und so gebauet, daß man auf Stufen hinansteigen muß. Dieienigen, welche um den Haven herum stehen, sind mit Galerien geziert, von denen man eine reitzende Aussicht hat. Man erblickt aus den Fenstern den grossen Meerbusen, welcher durch die beyden Vorgebirge Melek und Spada formirt wird, und kann alle Schiffe ein- und auslauffen sehen. Der Haven nimmt Fahrzeuge von 200 Tonnen ein, und wenn man ihn vertiefte, so könnten sich die größten Fregatten darinn vor Anker legen. Seine Mündung ist dem heftigen Nordwind ausgesetzt, welcher zuweilen die Wogen über die Wälle hinauftreibt. Allein da sie

enge

enge und der Grund gut ist, so leiden die Schiffe, wenn sie nur vest hängen, davon keinen Schaden.

Als Tournefort nach Kreta kam, enthielt Kanea nicht über fünf bis sechstausend Einwohner. Aber heut zu Tage, da die Häven Gira, Petra, Kandia und Retimo verstopft sind, haben sich die Handelsleute nach Kanea begeben, und man zählet nun wenigstens sechzehntausend Seelen.

Allgemeine Bemerkungen über die Insel Kandia.

Die Türken, welche Kandia bewohnen, sind den Befehlen des Großherrn nicht so sehr, wie die in den andern Provinzen des Reichs unterworfen. Man möchte sagen, daß sie mit der Luft, welche sie athmen, einen republikanischen Geist einsaugen. Sie stehen einander gegen die Gewalt der Paschen bey, und weigern sich, ihren Nacken unter das Joch des Despotismus zu beugen. Sie sind von ihrer Geburt an als Jenissären eingeschrieben, und machen die vornehmste Landesmilitz aus. Daher würde es immer eine gefährliche Sache seyn, sie zu einem Aufruhr zu reitzen. So oft die Vicekönige Mine machten, den Zepter einer unumschränkten Gewalt auf sie niederfallen zu lassen, sahe man sie zu den Waffen greifen, und Genugthuung fordern. Ich war ein Augenzeuge eines solchen Vorfalls. Der Pascha von Kanea hatte einen Unterbeamten, der, wie alle seines gleichen, alle Mittel anwandte, sich zu bereichern. Er war

allem

allem Volke verhaßt. Die Griechen, welche seine Ungerechtigkeiten ausstehen mußten, getraueten sich nicht, sich zu widersetzen, sondern verschluckten ihren Verdruß mit Stillschweigen. Aber die Türken waren nicht so geduldig. Sie brachten ihre Beschwerden vor den Statthalter, und klagten bey ihm über die Räubereyen seines Ministers. Aber es sey nun, daß er selbst seinen Theil davon bekam, oder daß er wirklich ein Freund von ihm war, genug, er achtete nicht auf ihr Anbringen. Plötzlich hörten wir am Dreykönigetage einen grossen Lermen in der Stadt. Die Jenissären rennten mit dem Säbel in der Hand durch die Strassen und schrieen: zu den Waffen! Bey einer solchen Gelegenheit haben die Ausländer allzeit Ursache, sich vor der Wuth eines ausgelassenen Pöbels zu fürchten. Wir verschlossen uns in der Wohnung des Konsuls, und warteten auf den Ausgang.

Die Wohnung des Unterbeamten befand sich gegen uns über, an der andern Seite des Havens. Es war ein weitläuftiges, ganz neu aufgeführtes Gebäude. In einem Augenblicke erfülleten mehr als 500 Leute die Gemächer desselben, und raubten und plünderten alles, was ihnen vor die Hand kam. Einige brachen die Fensterrahme ab, und schmiessen sie auf die Strasse herab. Andre stiegen die Terrassen hinan, und riessen die Geländer weg. Einige giengen ihres Wegs, und trugen allerley Hausgeräthe fort. Viele andre suchten allenthalben den Gegenstand des allgemeinen Hasses auf. Inner-

halb weniger als 2 Stunden war das ganze Haus ausgeleert, und halb verwüstet.

Ein aufrührischer Pöbel geräthet auf Ausschweifungen, die sich nicht voraussehen lassen. Die Soldaten bemeisterten sich einer hohen Schanze, welche die Stadt bestreicht, und von welcher sie das Schloß des Pascha beschiessen konnten. Sie pflanzten auf derselben grosse Kanonen auf, liessen eine Wache dabey, und begaben sich in grosser Anzahl zum Pascha, um von ihm Genugthuung zu verlangen; vest entschlossen, ihn unter den Trümmern seines Hauses zu begraben, wofern er sie ihnen verweigerte. Die ganze Stadt begleitete sie mit einem entsetzlichen Geschrey. Der Statthalter verstund ihre Sprache. Er war ein alter Kriegsmann, der sich durch verschiedene Proben seiner Tapferkeit in Ansehen gesetzt hatte. Er ließ sich in einem Lehnstuhl in seinen Hof tragen, und als er merkte, daß der Sturm sich nähere, und daß die Rasenden die Thüre aufzusprengen droheten, ließ er sie sogleich öffnen. Bey dem Anblick dieses ehrwürdigen Geistes, der einen langen weissen Bart trug, wurde iedermann still. Die Zungen waren vor Verwunderung gelähmt, und selbst die Allerkühnsten stunden vor Erstaunen unbeweglich da. Da niemand das Herz hatte, zuerst zu reden, so sagte er endlich: ey doch, meine Kinder, was wollet ihr denn? — Nun schrieen alle: den Kopf deines Beamten wollen wir haben. Er hat, erwiederte der Pascha, die Flucht genommen.

Doch,

Doch, wenn ihr ihn auffindet, so sey er meinetwegen in eurer Gewalt. Gebt euch iezt zufrieden, legt eure Waffen ab, und gehe ein ieder nach Hause. Dieses unerschrockene Betragen besänftigte die Allerunruhigsten, und so war ein Aufruhr, der die traurigsten Folgen hätte nach sich ziehen können, durch den Muth und die Klugheit eines einzigen Mannes gedämpft. Indessen hatte er seinen Liebling versteckt, und ließ ihn bey der Nacht zu Schiffe gehen und nach Konstantinopel abseegeln. Nach seiner Abreise kehrte alles wieder in seine Ordnung, und die Ruhe herrschte wieder in den Mauern von Kanea. Dieser Auflauf verursachte uns manche Besorgnisse. Hätten die Einwohner es gegen ihren Statthalter auf das Aeusserste getrieben, so würden sie auch die französischen Kaufleute nicht geschont haben, und der Einbuß ihrer Güter würde dann das geringste Uebel gewesen seyn, das ihnen widerfahren wäre.

Einige Zeit hernach ereignete sich ein andrer Auftritt, der zwar nicht so stürmisch war, aber doch dazu dienen kann, sich eine Vorstellung von der Art, wie die Griechen hier zu Lande behandelt werden, zu machen. Es ist ihnen nicht erlaubt, zu Pferde in die Städte zu kommen. Nur ihrem Erzbischofe und den Fremden wird diese Ehre verstattet. Der Bischof von Kanea ließ sich beygehen, diesem tyrannischen Gesetze zu trotzen. Eines Abends, da er nebst einigen Religiosen vom Lande

zurück kam, stieg er nicht ab, sondern ritte fort und galoppirte bis zu seinem Haus. Die Jenissären, welche unter dem Thor auf der Wache waren, sahen dieses Unternehmen als eine Verspottung an. Am folgenden Tage wiegelten sie die Militz auf, indem sie den Schimpf, welcher dem muselmanischen Namen angethan worden sey, erzählten, und faßten den Entschluß, den Bischof mit samt seinen Pfaffen zu verbrennen. Schon trugen sie brennbare Materien zusammen, um sein Haus in Brand zu stecken, und stiessen tausend Verwünschungen aus. Es stund ienen armen Leuten nahe, eines schröcklichen Todes zu sterben, als der Pascha, der noch zu rechter Zeit Nachricht erhielt, den Haufen besänftigte, indem er in allen Gassen der Stadt einen Firman ausrufen ließ, kraft dessen allen Griechen, wes Standes sie auch seyn möchten, verboten wurde, innerhalb der Mauern von Kanea ihre Nachtruhe zu halten. Dieses Verbot wurde auf das strengste befolgt. Alle Abende sahe man iene unglücklichen Sklaven durch das Thor, welches nach Retimo führt, auf eine schimpfliche Art hinausziehen, und auf dem Land in der Nähe eine Zuflucht suchen. Die Taglöhner und die Armen, die kein Geld hatten, um sich eine Kammer zu miethen, verkrochen sich in die Felsenhöhlen. Andre hatten Bäume zu ihrem Obdach, und den harten Boden zu ihrem Bette. Die Frauensleute waren nicht mit in dieser Verbannung begriffen. Sie durften in ihren Häusern bleiben. Diese

Aus-

Ausnahme, welche der türkischen Höflichkeit Ehre macht, gab zu allerley Gespötte Veranlassung. Nachdem dieses nächtliche Exil ein paar Monate lang gedauert hatte, fiengen die Männer an, in Unterhandlung zu tretten. Mit Geld kann hier zu Lande allem abgeholfen werden. Sie legten ihr Geld zusammen, und brachten es, vermittelst einer beträchtlichen Summe, dahin, daß das Edikt wieder aufgehoben wurde. So kam ihnen der Stolz ihres Bischofs theuer genug zu stehen.

Unter allen Ländern, in denen ich mich aufgehalten habe, ist keines, das eine so gesunde und angenehme Temperatur der Luft hätte, als Kreta. Die dasige Hitze erreicht niemahls einen allzu hohen Grad, und die strenge Kälte wird nie in der Ebene empfunden. Bey meinen, ein ganzes Jahr hindurch in Kanea angestellten Beobachtungen habe ich gefunden, daß vom Monat März an bis zu Anfang des Novembers das Thermometer nur vom 20ten bis 27ten Grad ober dem Gefrierpunkte sich veränderte. Eine solche Veränderung ist aber nicht beträchtlich. Ueberdies wurde die Atmosphäre in den heissesten Sommertagen immer durch die Seewinde abgekühlt. Der Winter fängt im eigentlichen Verstand erst im December an, und hört im Januar schon wieder auf. Während dieser kurzen Zeit fällt in der Ebene niemahls Schnee, und selten sieht man darinn das Wasser mit einer Eisrinde überzogen. Am öftesten genießt man dort

einer eben so schönen Witterung, wie in Frankreich zu Anfang des Junius. Man hat iene beyden Monate deswegen Winter benennet, weil in denselben häufige Regen fallen, der Himmel sich in Wolken hüllt, und sehr heftige Nordwinde wehen. Indessen sind diese Regengüsse dem Ackerbau sehr zuträglich; die Winde treiben die Wolken nach den hohen Bergen hin, wo sich die Gewässer sammeln, welche künftig die Felder fruchtbar machen sollen; und der Einwohner der Ebenen fühlt keine Beschwerniß von iener bald vorübergehenden Unfreundlichkeit der Witterung.

Von Februar an schmückt sich der Erdboden mit Blumen und Erndtefrüchten. Der übrige Theil des Jahrs ist gleichsam ein fortwährender schöner Tag. Man erfährt niemahls, wie in Frankreich, iene schädliche Wiederkehr einer durchdringenden Kälte, welche, indem sie plötzlich auf die warme Witterung folgt, die kaum entfaltete Blume versenget, die halbgeöffnete Knospe austrocknet, einen Theil der Feldfrüchte verderbet, und die Gesundheit verzärtelter Menschen zerrüttet. Der Himmel ist beständig heiter und klar. Die Winde sind gelinde und gemässigt. Die strahlende Sonne durchlauft in maiestätischer Pracht ihre Bahn an dem blauen Gewölbe, und befördert die Früchte auf den hohen Bergen, Hügelrücken und in der Ebene zur Reife. Die Nächte sind nicht minder schön. Man empfindet in densel-

selben eine angenehme Kühle. Die von Dünsten freyere Luft erlaubt dem Beobachter eine grössere Menge von Sternen zu betrachten. Jene zahlreichen Gestirne geben einen hellern Schimmer, und bestreuen das blaue Gewölbe, an welchem sie angeheftet zu seyn scheinen, mit Gold, Demanten und Rubinen. Es läßt sich nichts prächtigers denken, als ein solcher Anblick, dessen der Kretenser jährlich zehn Monate nach einander genießt.

Zu diesen Annehmlichkeiten des Klima, kommen noch andre beträchtliche Vortheile. Die Insel Kreta hat fast gar keine Sümpfe. Die Gewässer bleiben nirgends stehen. Sie fliessen oben von den Bergen in unzählichen Bächen herab, und werden hie und da zu ansehnlichen Quellen oder zu kleinen Flüssen, die ihren Lauf in die See nehmen. Die Höhe der Gegenden, wo sie entspringen, macht, daß ihr Lauf desto geschwinder ist, und daß sie sich nirgends in Teiche sammlen. Daher können die Insekten ihre Eyer nicht in dieselbe legen, indem sie in die See fortgeführt werden würden; und daher wird man auch dort nicht, so wie in Aegypten, von Mückenschwärmen geplagt, welche die Zimmer anfüllen und durch ihren Stich unerträgliche Schmerzen verursachen. Auf gleiche Weise ist auch die Luft von ienen schädlichen Dünsten befreyt, welche in feuchten Ländern von sumpfigen Orten aufsteigen.

Die Berge und die Hügelrücken sind mit verschiedenen Arten von Thymian,*) Saturey, wilden Quendel, starkriechenden Cistenröslein, und einer Menge andrer balsamischen Pflanzen, bewachsen. Die Myrthen und die Lorbeerrosen umsäumen die Bäche, welche nach den Thälern fliessen. Auf dem Lande sieht man allenthalben Büsche von Pomeranzen, Citronen, und Mandelbäumen. In den Gärten stehen arabische Jesningesträuche, und im Frühling prangen sie mit einer Fußdecke von Veilchen. Ganze weite Felder sind mit Safran bewachsen. Der Diktam, dessen Geruch sehr lieblich ist, bekleidet die Felsenhöhlen. Kurz: Berge, Thäler und Ebenen düften allenthalben würzhafte Wohlgerüche aus, welche die Luft anfüllen, und sie lieblich einzuathmen machen. Was nur immer ein schönes Klima für einen Einfluß auf den Menschen haben kann, das findet man in Kreta. Der Mensch ist daselbst weniger Krankheiten unterworfen, er genießt mehrere Vergnügungen, und hat mehrere Mittel, sein Glück zu schaffen, als in den nordlichen Ländern, wo die Kälte ihre grausame Herrschaft ausübt, mehr als in unsern Ländern, wo der Winter, wenn er gleich nicht lange dauert, doch zuweilen sehr streng ist.

Die

*) Man findet in der Insel Kreta drey Arten von Thymian: die eine mit weisser Blüte, die andre mit rother, und die dritte mit blauer. Alle drey sind von sehr starkem Geruch.

Die Schönheit des Menschen, seine Stärke, seine Gesundheit, hängt überhaupt von dem Klima ab, worinn er wohnt, von der Nahrung, die er zu sich nimmt, und von der Art der Beschäftigung, die er treibt. Der Türke in Kreta, der nicht von Ehrsucht und Golddurst geplaget wird, dessen Geist niemahls von den Traumbildern der Intrigue besessen wird, der nicht den Neid kennet, welcher die Seele stumpf macht, noch die Wissenschaften, denen manche Menschen ihre Gesundheit aufopfern; der Türke, sage ich, der von gesunden und einfachen Nahrungsmitteln lebet, mitten unter blühenden Gebüschen, auf seinen Ländereyen, über deren Bau er selbst die Aufsicht führet, und bey seiner Familie, deren Achtung er genießt —: nimmt an Leibeskräften zu und wächst gleichsam zu einem Koloß heran. Die gesunde Beschaffenheit der Luft, die er einathmet, das gemässigte Klima, in welchem er wohnet, die reitzenden Naturscenen, die er ohne Unterlaß vor Augen hat, das friedliche Leben, das er führet, dies alles trägt dazu bey, seinen Körper stark zu machen, und die Munterkeit desselben bis in das hohe Alter zu erhalten. Hieher sollte der bildende Künstler, der seine Kunst mit Eifer treibet und den Alten nachbuhlet, kommen und sich seine Muster aussuchen. Er würde iunge Leute von 20 Jahren finden, welche 5 Fuß und 6 bis 8 Zoll messen, und alle Reitze ihres Alters besitzen. Schon fangen ihre Muskeln ein wenig an sich zu erheben, die sich in kurzem noch

deutlicher zeigen werden. Ihre mit Anmuth gerundeten Wangen haben eine lebhafte Fleischfarbe. Ihre Augen sind voller Feuer. Ihr Kinn ist mit einem zarten Flachsbart, den noch kein Scheermesser berühret hat, überzogen. Ihr Gang hat etwas angenehmes und edles. Alle ihre Stellungen und Bewegungen lassen auf Kraft und Gesundheit schliessen.

Bey den völlig ausgewachsenen Mannspersonen sind die Züge mehr entwickelt. Sie gehen mit blossen Füssen, und wann ihre Mäntel aufgehoben werden, so erscheinen ihre Muskeln stark ausgedrückt. Ihre Arme sind so nervicht, wie die der alten Athleten. Sie haben breite Schultern und eine hohe Brust. Ihr Hals, der frey von den Banden bleibet, welche bey den Europäern von der Kindheit an herum gelegt werden, nimmt alle die schönen Proportionen an, welche ihm die Natur bestimmt hat. Niemahls tragen sie enge Beinkleider oder sonst ein Band, das unter dem Knie vest anliegt; daher sieht man aber auch an diesem Theil des Fusses keinen Einschnitt, und das Knie springt niemahls zu sehr hervor. Kurz: alle ihre Glieder, die ganz frey von dem Zwang bleiben, der uns in unsern Bewegungen hindert und uns bloß durch die Gewohnheit leidentlich wird, haben iedes ihre natürliche Bildung, und passen so vortrefflich zusammen, als es nur immer zur Schönheit des Menschen gereichen kann. Wenn sie aufrecht stehen, so sind alle Theile ihres Kör-

pers vollkommen senkrecht. Wenn sie gehen, so belebt eine Art von Würde ihre Schritte. Stärke und Ernst zeigen sich in den Bewegungen ihrer Hände. Aus ihren Blicken leuchtet ein maiestätisches Wesen hervor, welches zu erkennen giebt, daß sie gewohnt sind zu befehlen. Zwar verrathen sie auch zuweilen Stolz und Härte, niemahls aber im geringsten eine Niederträchtigkeit.

Die Muhammedaner, welche in der Insel Kreta wohnen, sind solche Leute, als ich eben beschrieben habe. Gemeiniglich sind sie von sechsthalb bis zu sechs Fuß hoch. Sie gleichen den alten Statüen, und in der That waren es auch ähnliche Muster, nach welchen die Alten arbeiteten. Es ist sich nicht darüber zu verwundern, daß sie uns übertroffen haben, da sie eine schönere Natur vor Augen hatten. Als ich eines Tages in der Gegend von Kanea mit einem Officier spatzieren gieng, rief er, so oft uns ein Türke begegnete, aus: o dürfte ich mir hier 700 Mann auslesen, so hätte ich das schönste Regiment von Frankreich.

In einem Lande, wo Stärke und gutes Ansehen den Männern zu Theil worden ist, muß, wie leicht zu erachten ist, Schönheit und Anmuth auf den Antheil der Frauenzimmer gefallen seyn. Ihre Kleidung ist keinem einzigen Theil ihres Körpers an seinem Wachsthum hinderlich, sondern bequemt sich ganz nach den bewundernswürdigen Proportionen, womit der Schöpfer das Meisterstück seiner Hände gezieret hat. Es sind zwar nicht Alle

schön

schön und mit Reitzen begabt, aber doch finden sich unter ihnen, besonders unter den Türkinnen, sehr schöne. Ueberhaupt haben die Kretenserinnen einen ungemein schönen Busen, einen anmuthig gerundeten Hals, schwarze feurige Augen, einen kleinen Mund, eine vollkommen wohlgebaute Nase, und Wangen, welche die Gesundheit mit einem sanften Scharlach koloriret. Allein sie unterscheiden sich von den Europäerinnen durch das Ovale ihrer Gesichtsgestalt; und das Charakteristische ihrer Schönheit ist nur allein bey ihrer Nation anzutreffen. Ich will keine Parallele zwischen beyden ziehen. Alles, was schön ist, verdient gelobt zu werden; allein es kommt hier auf die Empfindungen an, nach welchen der Geschmack eines Mannes von guten Sitten entscheidet.

In den ersten Jahren, da ich in den Morgenländern herum reisete, konnten meine Augen, die an die Frisur der Französinnen, an das Geschmackvolle ihres Kopfputzes, an den Puder, der ihrem Haar eine weisse oder blonde Teinte giebt, gewöhnt waren, den Anblick der schwarzen Haare der morgenländischen Frauenzimmer nicht ausstehen. Es kam mir vor, als ob ihnen ein solcher Putz ein rauhes und zurückscheuchendes Ansehen gebe. So viel Mühe kostet es der Vernunft, die Fesseln der Gewohnheit zu zerbrechen, die auch mich lange Zeit an ihrem Gängelband führte. Allein als ich meine Begriffe durch Ueberlegungen aufgeklärt hatte, so schienen mir dann jene schwar-

zen

zen und künstlich geflochtenen Haare, die ganz von Puder und Pommade entblößt sind, und weder die Kleider noch die Sessel beschmutzen, recht eigentlich dazu zu dienen, die Gesichtszüge der Frauenzimmer in einem vortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen. Es schien mir, daß sich wegen des schwarzen Glanzes derselben die weisse Farbe ihrer Haut und das Kolorit ihrer Wangen um so viel besser ausnehmen. Das Rosenwasser, womit sie sich waschen, duftete einen lieblichen Wohlgeruch aus, und ihre Reinlichkeit nahm mich ganz für sie ein. So veränderte sich meine Empfindung, und ich wünschte sogar, daß die Europäerinnen doch ja nicht eine ihrer schönsten Zierden durch geborgte Farben, welche nicht so schön als die natürlichen sind, verunstalten möchten.

Nun noch ein Wort von den Griechen, welche in der Insel Kandia wohnen. Diese Leute, die in Absicht auf Witterung, Luft und Klima gleiche Vortheile mit den Türken geniessen, leben unter dem Drucke, und mitten unter ihren Tyrannen. Ihre Tage fliessen unter lauter Unruhe und Furcht dahin, und endigen sich zuweilen mit Verzweifelung. Die Sphachioten, welche der Tyranney weniger unterworfen sind, ausgenommen, findet sich an ienen Bedauernswürdigen weder die lange Taille, noch die Stärke, noch die Schönheit der Muselmanen. Auf ihrem Gesichte zeigt sich das Gepräge der Sklaverey. Ihre Blicke sind niedergeschlagen. Schurkerey und Niederträchtigkeit

ent-

entstellen ihre Züge. So sieht es mit den Kretensern aus, die ehehin so sehr für ihre Freyheit geeifert haben. Damahls wurden sie als geschickte und unerschrockene Kriegsleute von allen Nationen aufgesucht, und als Freunde der schönen Künste trieben sie selbige im Schatten ihrer Haine. Jetzt hingegen sind sie feig und träg, leben in tiefer Erniedrigung, und auf ihrem Gesichte stehet geschrieben: **dies sind Sklaven**.

Die Insel Kandia nährt nicht viel giftige Thiere. Es finden sich darinn nur sehr wenig Schlangen, die noch dazu klein sind. Der Naturforscher Belon zählt drey Arten derselben: **Ophis, Ochendra** und **Ephloti**. Die erstere Art ist nicht giftig. Es ist mir unbewußt, ob es die andern sind. Ich habe niemals von Zufällen reden hören, die durch ihren Biß wären verursachet worden.

Die Alten behaupteten, daß dieses schöne Land gar kein schädliches Thier enthielte. Plinius nimmt bloß die Tarantel aus, welche Belon Phalangion nennet. Beyde sagen, ihr Gift sey tödtlich. Es ist eine Art von Spinnen, welche acht bis zehn Zoll lang ist, und eine schuppichte Haut hat. Sie bereitet sich an den Abhange kleiner Hügel ein ziemlich tiefes Loch, welches sie mit einem engen Gewebe von zusammen geleimten Kreutzfäden überziehet. Dieser enge Kanal, worinn sie sich zu unterst aufhält, ist aussen durch eine Klappe verschlossen, welche verhindert, daß der Regen

nicht

nicht hineindringen kann. Das Thier öffnet dieselbe, wann es auf Insekten ausgehet, und verschliesset sie wieder, wann es heimkommt. Wenn man ein paar solcher Taranteln in ein zugemachtes Trinkglas setzt, so beissen sie einander und sterben bald nach dem Biß. Ich kann nichts von der Wirkung ihres Bisses auf die Menschen sagen, doch aber das, was ich eben gemeldet habe, als zuverlässig bezeugen.

Die vierfüssigen Thiere der Insel bringen den Menschen keinen Schaden. Es giebt unter ihnen keine Löwen, Tyger, Bären, Wölfe, Füchse, kurz kein einziges bösartiges Thier. Steinböcke und wilde Ziegen sind die einzigen Bewohner der Wälder, womit die hohen Berge bewachsen sind, und dürfen sich weiter vor nichts, als vor dem Bley des Jägers fürchten. Der Hase hält sich auf den Hügeln und in der Ebene auf. Die Schaafe weiden in sicherer Ruhe ihren Thymian und Quendel ab. Man pferchet sie alle Abende ein, und der Schäfer schläft ruhig, ohne zu besorgen, daß etwa wilde Thiere kommen, und unter der Heerde verwüsten und morden möchten.

Die Kretenser haben sich für glücklich zu schätzen, daß sie weder von Moskiten geplagt werden, noch auch das Gift der Schlangen und die Grausamkeit solcher Thiere, die sich anderwärts in Wüsteneyen aufhalten, fürchten dürfen. Das muntere Mädchen darf auf dem Rasen tanzen, ohne so wie ehemahls Eurydice eine unter den Blumen versteckte

steckte Natter anzutreffen. Die Alten leiten diese ausgezeichneten Vortheile von der Geburt Jupiters ab. Die Kretenser, sagt Aelian, besingen in ihren Liedern die Wohlthaten Jupiters und die besondre Gunst, die er ihrer Insel, seinem Vaterland, in welchem er auch aufgewachsen ist, erzeiget hat, vermöge deren sie von einem ieden schädlichen Thiere befreyet ist, und nicht einmahl dieienigen, welche aus andern Ländern dahin gebracht werden, am Leben bleiben läßt.

Unter den mit Heilkräften begabten Gewächsen der Insel Kreta behauptet der Diktam die oberste Stelle. Es ist erstaunlich, wie sehr die Alten seine Tugenden erhoben haben. Theophrast, welcher die zu seiner Zeit im Schwange gehenden Meynungen berichtet, sagt: unter allen bekannten Gewächsen, welche nur immer der Erdboden trägt, ist der Diktam das edelste. Der Vater der Arzneykunst, Hippokrates, verordnete in mancherley weiblichen Krankheiten, und besonders gegen die Schmerzen einer schweren Geburtsarbeit, einen Aufguß davon zum Trinken. Hier sehe man die Ursache, warum die Statüe der Diana, nach einigen Schriftstellern, mit Diktam bekränzt war.

Ich will nicht, wie manche andre Schriftsteller, anführen, daß die wilden Ziegen, wann sie vom Jäger getroffen worden sind, sich dadurch helfen, daß sie von dieser edlen Pflanze fressen, und daß selbige die Kraft besitze, sie, wenn sie auch vergiftet worden sind, zu heilen, ingleichen, daß

der

der Geruch derselben so viel vermöge, daß dadurch die giftigen Insekten zurück gehalten werden, und daß ihre Blätter denselben, wenn sie damit berühret werden, den Tod zuziehen. Offenbahr sind dergleichen Berichte übertrieben. Aber eben daher ist man vielleicht zu unachtsam in Ansehung des Nutzens, den die Arzneykunst wirklich von dieser Pflanze ziehen könnte. Ihre Blätter sind ausserordentlich balsamisch, und ihre Blumen verbreiten den lieblichsten Geruch. In unsern Tagen bedienen sich ihrer die Einwohner mit gutem Erfolg bei allerley Zufällen. Die getrockneten Blätter mit etwas Zucker angebrühet, geben ein angenehmeres und stärkerriechendes Getränke als der Thee. Es stärket den schwachen Magen und stellet die verlohrnen Verdauungskräfte wieder her. Der Diktam gehört der Insel Kreta eigen zu, und wird ausserdem in keinem andern Lande gefunden. Er wächst in den Felsenritzen und zu unterst in den Abgründen.

In einem Lande, das eine sehr reine Luft hat, kommen nicht viel Krankheiten vor. Daher bemerket man auch in Kandia keine Epidemien. Im Sommer herrschen daselbst Fieber, die aber nicht gefährlich sind, und die Pest würde gänzlich unbekannt geblieben seyn, wenn nicht die Türken die von den Venetianern errichteten Lazarethe, worinn die Quarantäne gehalten werden mußte, hätten eingehen lassen. Seit der Zeit bringen die Fahrzeuge von Smyrna und Konstantinopel diese Seu-

che einmahl um das andre dahin. Da keine Vorkehrungen dagegen gemacht werden, so pflanzet sie sich fort, wandert nach und nach durch die verschiedenen Kantons, und da beydes die Kälte und die Hitze gemässiget ist, so übt sie zuweilen ihre Wuth ganzer achtzehn Monate an einander aus.

Eine zwar nicht so gefährliche Krankheit als die Pest, deren Symptomen aber doch gewissermassen noch gräßlicher sind, hat iene schöne Landschaft angesteckt, nehmlich der Aussatz. Er war ehehin in Syrien zu Haus, hat sich aber von da nach verschiedenen Inseln im Archipel gewendet. Er ist so ansteckend, daß man ihn durch blosses Berühren auf der Stelle bekommt. Die Unglücklichen, welche damit behaftet sind, müssen sich in kleinen armseeligen Häusgen aufhalten, welche an den Landstrassen stehen. Es ist ihnen verboten, herauszugehen, oder sich mit iemand einzulassen. Gemeiniglich haben sie bey ihrer Hütte einen kleinen Garten mit Gemüse, und Federvieh. Hievon und von den Almosen der vorüber Reisenden fristen sie ihr elendes und schmerzenvolles Leben. Ihre aufgeschwollene Haut ist mit einer schuppichten Kruste überzogen, und über und über voller rothen und weissen Flecken, welche ihnen ein ganz unerträgliches Jucken verursachen. Ihre heisere Stimme kommt tief aus der Brust herauf, und verursacht durch ihren hohlen Ton Entsetzen. Ihre Worte sind kaum artikulirt, indem das Krankheitsübel die Sprachorgane bis auf den Grund ver-

der-

derbet. Diese fürchterlichen Gespenster verlieren nach und nach den Gebrauch ihrer Glieder. Sie leben so lange fort, bis ihre ganze Blutmasse verdorben ist, und der Körper in Fäulniß übergehet. Es läßt sich kein betrübterer, kein schröcklicherer Anblick denken, als der eines Aussätzigen, so wie kein Schmerz sich mit dem vergleichen lässet, den sie ausstehen. Möchte doch ein Arzt menschenfreundlich auf ein Mittel denken, wodurch einer so gräßlichen Ansteckung gesteuert werden könnte.

Reiche Leute werden nie von dieser Krankheit befallen. Sie bleibt bloß unter den gemeinen Leuten, und vornehmlich unter den Griechen Nun beobachten diese Griechen ihre vier jährlichen Fasten auf das strengste, so daß sie während der Zeit nichts essen als eingesalzene Fische, Butargue,*) marinirte Oliven und Käse. Dazu trinken sie reichlich grobe und hitzige Landweine. **) Eine solche Lebensart entzündet das Blut, verdicket das Flüssige und Wässerigte desselben, und erzeugt endlich den Aussatz. Was mich dieses zu glauben bewegt, ist, daß man jene Krankheit niemahls weder bey den Türken ausbrechen siehet, welche vermöglich genug sind, das ganze Jahr hindurch frisches Fleisch, Reis und Gemüse zu speisen, noch bey den-

*) Butargue ist ein eingesalzener und geräucherter Fischrogen.

**) Diese Weine sind sehr feurig, und die Flasche davon kostet nicht mehr als sechs Liards.

denjenigen Griechen, welche auf dem Gebirge wohnen, und zum Theil von Milchspeisen, Früchten und Kräutern leben.

Hieraus erhellet also, daß wohlhabende Personen sich nicht vor jener grausamen Krankheit fürchten dürfen. Es ist nun schon seit hundert Jahren her, daß sich die Franzosen in Kanea niedergelassen haben, und noch ist kein einziger von ihnen mit derselben befallen worden. Allem Ansehen nach hat sie ihren Grund in den schlechten Nahrungsmitteln der Griechen. Würde man sie nöthigen, dieselben mit bessern zu vertauschen, so könnte das Uebel vielleicht ausgerottet werden. Unsere Vorfahren brachten es auch von den Kreutzzügen mit nach Hause, wußten aber auch sich davon los zu machen. Würden die Kretenser durch eine weise und menschenfreundliche Regierung aufgeklärет, so könnten sie dieses Uebel aus ihrem Vaterlande verbannen.

Ein Aufenthalt von sechzehn Jahren hat mich in den Stand gesetzt, die schöne Insel Kreta genauer kennen zu lernen, als die meisten Reisenden, welche nur flüchtig durch dieselbe gekommen sind. Da ich nicht durch Festins und Schauspiele, welche die Einwohner von Paris beschäftigen, zerstreuet wurde, so wandte ich meine müssigen Stunden dazu an, solche Oerter und Gegenden aufzusuchen, wo ich die Reitze des Landlebens geniessen konnte. Vornehmlich habe ich mich öfters an einen Ort begeben, wohin mich die freund-

lichen

lichen Landscenen lockten, welche die Natur daselbst enthüllet. Ich will versuchen, sie zu schildern, muß aber zuvor erinnern, daß, ie mehr ich der Wahrheit getreu bleibe, desto mehr meine Schilderungen in das Wunderbare fallen werden.

Wenn man aus **Kanea** hinauskommt, und sich an dem Seeufer auf der südwestlichen Seite hinwendet, so läßt man Rechts **das Lazareth** liegen, einen im Meer stehenden Felsen, wo die Venetianer die Schiffe zur Quarantäne anhielten, ehe sie in dem Haven einlaufen durften. Eine Meile weiter ist **der Felsen des heiligen Theodors**, wo von den beyden Schanzen, welche ihn bey der Belagerung der Ottomanen vertheidigten, nicht ein Stein mehr vorhanden ist. Diese kleine Insel, und die, welche iezt das Lazareth heißt, wurden ehemahls **Leukes** genannt. Sie sind wegen des Streites berühmt, in welchen sich daselbst die Sirenen, mit den Musen einzulassen gewagt haben. Es kam darauf an, welche Parthey den Preis in der Musik, sowohl im Gesang als auf den Instrumenten, davon tragen werde. Als die Sirenen verlohren hatten, stürzten sie sich in das Meer.

Wenn man an dem Meerbusen hingehet, so erblickt man gegen Westen eine lange Bergreihe, die sich seiner Krümmung nach fortziehet, und endlich spitzig auslaufet und das Kap Spada macht, welches ehemahls das Vorgebirg Diktynna hieß. Es ist dieses ein Arm von den weissen Bergen,

dem Strabo den Namen Korykus beygeleget hat. Ungefähr in der mittlern Gegend dieser Bergreihe befand sich der Tempel der Diktynna. Die alten Kretenser hatten ihn auf dem Platze errichtet, wo sie sich, um den Verfolgungen des Minos zu entgehen, in die See stürzte.

Doch wir lassen die alten Zeiten, und verfolgen unsern Weg weiter. Nun nähern wir uns dem Flusse Platania und dem Walde gleiches Namens, und haben Kanea bereits drey Meilen hinter uns. Gegen Westen haben wir die See und die Berge, welche sie umgeben, und gegen Osten ein dickes und buschigtes Gehölze. Zwischen dem Seeufer und den Waldbäumen ist ein sandigtes Erdreich, einer Viertelsmeile breit, wo von einer Strecke zur andern Gebüsche von Lorbeerrosen prangen. Nichts frischers läßt sich denken, als das helle Grün ihres Laubwerkes; nichts schöneres, als die purpurrothen Blumen, womit sie bekränzet sind. Doch die Sonne verbrennt den sandigten Boden, auf welchem wir iene prachtvollen Gebüsche betrachten, und dort ladet uns der Schatten ein. Wir wollen unter ihm ruhen.

Welcher Anblick! Welches schöne Laubwerk! Welche angenehme Kühle! Ein weitläuftiger Wald von Ahornbäumen, von denen die meisten 70 Schuh hoch sind! Sie sind so stark als unsre Ulmen, und geben ihnen nichts an edlem Wuchse nach. Wie schlingen sie ihre brüderlichen Arme in einander! Wie halten sie einander vest gegen

Stürme

Stürme und Ungewitter! Sey mir gegrüßt du alter Plataniawald! Um einen ieden Baum sind Weinstöcke gepflanzt, deren Reben 4 Zoll im Durchschnitt halten, und gleich den Tauen, welche die Schiffsmasten vest halten, in die Höhe steigen. Da sie in einem feuchten und fetten Boden stehen, so treiben sie zum Erstaunen, wachsen so hoch, als die Ahornbäume, die ihre Stütze sind, bekrönen sie mit ihrem grünlichten Laub, und geben ihnen mit ihren Trauben eine neue Schönheit. Ein ieder auf solche Art gezierte Baum stellt eine geräumige Laube vor, in welche die Sonnenstrahlen nicht eindringen können. Unter einer solchen Laube sitzend, sieht der Reisende über seinem Haupte Weintrauben hangen, von denen manche 2 Schuh lang sind. Man hat mit den Arten abgewechselt, so daß nun Trauben von allerley Farben, gelbe, purpurne, violette, rosenfarbige, und Muskateller, von hellerer oder dunklerer Farbe, neben einander erscheinen. Alle diese Trauben, welche die Ahornbäume mit Fruchtbinden von allerley Farben umgeben, haben sehr grosse Beere, und werden zween Monate später zeitig, als die auf den Hügelrücken wachsenden Arten, zieren aber die Tafeln bis in den Monat December, und sind von vortrefflichem Geschmack. Ich kenne nichts ansehnlicheres, nichts angenehmerers, als ienen Wald. Im Frühling findet sich eine Menge Vögel ein, welche darinnen Nester bauen. Die Nachtigall, die Grasmücke, der Stieglitz und

die Amsel werden die Bewohner desselben. Sie pflegen ungestört der Liebe, und singen ihre melodischen Lieder, welche das Echo wiederhohlt.

An dem Saum dieses Gehölzes lauft der Fluß Platania. Er ist nicht tief, und hat ein so klares Wasser, daß man durch dasselbe den reinen Sand, der sein Bette ausmacht, erkennen kann. Das Laub des Ahorns und die Trauben, welche durch dasselbe schimmern, mahlen sich auf seiner kristallenen Fläche ab. An manchen Orten ist er auf beyden Ufern mit Bäumen bepflanzet. Er schleicht sich stillschweigend unter ihrer dicken Wölbung fort, und sein Wasser sieht dann ganz dunkel aus. Schnell aber entflieht er aus seinem Gefängniß, hat bloß den Himmel zur Decke, und die Silberfarbe seiner Fluthen harmonirt mit der reinen Heiterkeit der Lüfte. In diesem hellen Wasser war es, wo, wie die Fabel sagt, Europa, welche Jupiter mit seinen Gunstbezeugungen überschüttet hatte, ihre Sinne ergötzte und ihren schönen Körper badete, indem die Nymphen in einem Reihen tanzten, und dem Amor zu Ehren Hymnen sangen. Es giebt keine Gegend, welche mehr für Geheimnisse gemacht wäre, keine, wo das mit lauter Wonnegefühlen erfüllte Herz mehr gedrungen würde, selbige ausbrechen zu lassen und einem andern Ich mitzutheilen, als diese.

Wollen wir uns nun in das Dickicht hinein begeben! Welch eine tiefe Stille! Welch ein maiestätisches Dunkel! Finsternisse der Nacht verbrei-

ten

ten sich daselbst mitten am hellen Tag. Hier ist die Wohnung des Schattens, der Ruhe, der Kühle, welche von den brennendheissen Hügelrücken, wo der Schäfer zu hinterst in seiner Grotte seine Lieder hören lässet, hieher unter das dicke Laub geflohen sind. Aber woher der geheime Schauder, welcher die Seele befällt? Sollte etwa dieser Ort der Tempel einer Gottheit seyn? Sollte die Seele von seiner Gegenwart ergriffen werden? Oder vielmehr sollte sie sich vor irgend einem Feinde fürchten, den sie nicht siehet? Und doch ist ihr die Unruhe, welche sie fühlet, so angenehm! Sie überläßt sich ihr mit einer Art von Wohllust. Bedarf sie etwa einer solchen Beunruhigung, um ihre Existenz desto mehr zu empfinden?

Doch wir wollen noch weiter unter den Wölbungen der Platania fortgehen, und uns bis an die Quelle des Flusses begeben. Eine Stunde lang siehet man fast immer einerley Schätze der Natur, einerley Scenen. An einigen Orten öffnen sich die beyden Hügel, welche den Wald umgeben, so daß man in der Ferne Hügelrücken, die mit Weinstöcken besetzt sind, Hütten, die oben auf denselben stehen, und senkrechte Felsen, welche einzustürzen drohen, erblicket. Die Ziege, welche sich am Rande der Precipice vergnügt, weidet das Laub der daran wachsenden Gesträuche ab, und scheint über dem Abgrunde zu schweben.

Nun sind wir an das Ende des Waldes gekommen. Vor uns öffnet sich eine Ebene von 3 Mei-

len im Umkreis, welche allenthalben mit hohen Hügeln eingefangen ist. Ueber denselben erheben sich die weissen Berge, welche ihre beschneyeten Häupter in den Wolken verstecken. Von allen Seiten des Horizonts her, laufen schmale und tiefe Thäler in die Ebene aus, und zollen ihr den Tribut ihrer Gewässer. Lorbeerrosen bezeichnen ihre Umrisse und ziehen mit ihren glänzendrothen prächtigen Blumen einen Saum um die Flanken der Thäler. Es sind prächtige Scherpen, welche die Natur oben auf den Bergen angehänget hat, und die sich in langen Windungen bis an den Fuß der Hügel herabschlängeln. Diese Rosengurte stechen mit dem Grün, das sie umgiebt, auf eine vortreffliche Art ab. Die Augen können sich vor Verwunderung nicht satt an ihnen sehen.

Welch ein andrer Anblick zieht meine Augen an sich! Welche reitzende Gesträuche ergötzen meine Blicke! Man muß hieher kommen, wenn man die Myrthe, das schönste unter allen Gesträuchen, in seiner vollen Pracht kennen lernen will. An dem Orte, wovon ich rede, und den ich die Myrthenebene nennen will, siehet man Myrthengebüsche von 10 Schuh in die Höhe. Diese Gebüsche sind von dem Erdboden an bis oben hinauf mit Blumen bekleidet. Die weissen, inwendig mit einem Purpursaum eingefaßten Blumen, prangen auf eine angenehme Art unter dem glänzenden Grün ihres Laubes. Jeder Busch stellet ein prachtvolles Gebünde vor, und düftet weit lieblichere,

vorzüglichere und reitzendere Wohlgerüche aus, als selbst die Rose; alle Sinne werden davon durchdrungen, und die Seele fühlt sich mit einer sanften Wollust erfüllet. Zuweilen stehen die Gebüsche in jener weiten Ebene gruppenweise beysammen, und bilden dicke Haine, worinn man mit Vergnügen spatzieren gehet. An andern Orten stehen sie hie und da zerstreuet. Aber allenthalben kann man nicht müde werden, die Schönheit ihres Laubes zu bewundern, und die balsamischen Ausdünstungen ihrer Blumen einzuathmen. Zwanzigmahl habe ich mich unter ihren Schatten niedergesetzt, und immer wieder neues Vergnügen geschmeckt. Die Alten haben Recht gehabt, den Myrthenstrauch dem Amor zu widmen; denn er ist das anmuthigste unter allen Gesträuchen.

Ein Bach ziehet sich in der Ebene, in welcher wir uns umsehen, hin, so lange sie ist. Sein Wasser fließt nur in Winter reichlich. Seine Ufer sind mit Lorbeerrosenbäumen, welche feuchte Oerter lieben, gezieret. Die Schönheit ihrer Blumen, welche von einer Distanz zur andern hinter den blühenden Myrthensträuchen hervorblicken, formirt eine Scene, welche den Pinsel eines geschickten Meisters zu beschäftigen werth wäre. Aber das Vergnügen der Augen kommt gar nicht dem Vergnügen des Geruchs bey. Man läßt jene schöne Aussicht fahren, und setzt sich am Fusse der Myrthensträuche hin. Und betrachtet man diese reitzenden Gebüsche, die mit ihren eigenen schö-

nen

nen Blumen geschmückt sind, in der Nähe, so vergnügen sie das Auge noch mehr.

Nicht alle Gegenden der Insel Kreta sind so schön, als dieienige, welche ich bisher beschrieben habe. Es wachsen zwar die Myrthen und die Lorbeerrosen überall in den Thälern, aber ich habe nirgend diese lieblichen Gesträuche in so grosser Menge beysammen gesehen, als in der Ebene, in welche sich der Wald Platania auf eine so pittoreske Art endiget. Die Schilderungen, die man in den Alten lieset, kommen öfters solchen Personen, die nicht gereiset sind, als blosse Träumereyen einer glänzenden Einbildungskraft vor. Jedoch, wenn man selbst durch die Länder gekommen ist, worinn sie wohnten, so siehet man mit Vergnügen, daß sie nach den schönsten Mustern gearbeitet, und daß ihre Pinsel mit aller Treue die Schönheiten der Natur dargestellet haben. Nur freylich haben sie sich die Freyheit genommen, die Verzierungen nach ihrem Belieben anzuordnen, und Kostbarkeiten, welche die Natur vertheilt anbringet, unter einen einzigen Gesichtspunkt zu stellen. Doch haben sie sich auch in diesem Fall angelegen seyn lassen, die Wahrscheinlichkeit zu beobachten, iedes Objekt an den Ort zu stellen, wohin es gehört, und nichts anders davon anzudeuten, als was an sich möglich ist.

Nunmehr will ich von einem der liebenswürdigsten Türken in der Insel reden. Es ist derselbe Ismael-Aga, einer der reichsten Eigenthümer

in

in Kanea, ein Mann von 70 Jahren, von hohem Wuchs und schöner Gestalt, in dessen Zügen ein Ausdruck von Stärke und Kraft zu lesen ist. Er hat auf einigen Karavellen des Großherrn das Kommando geführt, und sich eine Zeit lang in Venedig aufgehalten. Er ist durch Aegypten gereiset, und hat der Gewohnheit zufolge, das Grab seines Propheten besucht. Auf diesen Reisen lernte er jenen Stolz ablegen, welchen die Unwissenheit und die Religionsmeynungen den Türken einflössen, und der sie verleitet, den Ausländern mit Verachtung zu begegnen. Ismael liebt sie, und sucht den Umgang mit ihnen. Er hatte uns eingeladen, einige Zeit bey ihm auf dem Lande zuzubringen. Er schickte uns Pferde, und gab seinem Sohne den Auftrag, uns zu ihm zu bringen. Wir giengen Morgens um 8 Uhr von Kanea ab, durchzogen die schöne mit Oelbäumen bewachsene Landschaft, welche sich bis an den Fuß der weissen Berge hinzieht, kamen dann über die prächtige Myrthenebene nach ihrer ganzen Länge, und befanden uns gegen Mittag bey seinem Hause, welches eine Meile weiter hin an dem Abhang eines Hügels lieget. Der Herr von Hause empfieng uns freundschaftlich, wiewohl ohne jene Versicherung von Freude und Vergnügen, womit anderwärts die Etiquette so verschwenderisch ist. Seyd mir willkommen, sagte er mit einem freundlichen Gesichte, und sogleich führte er uns an den Ort, wo das Festin unsrer erwartete.

Der

Der Himmel war heiter und klar, aber die feurige Sonne entzündete die Atmosphäre. Vier ganzer Stunden lang waren wir ihrer verzehrenden Hitze ausgesetzt, und ein ieder von uns schmachtete nach Kühlung. Wir wurden ganz so, wie es unsere Wünsche heischten, bedienet. Die Tafel war in dem Garten unter dem Schatten einiger Pomeranzenbäume gedecket. Sechse von diesen schönen Bäumen, welche in einem Kreise gepflanzet waren, schlangen ihre von keinem Gärtnermesser verstümmelten Zweige in einander, und machten so über unsern Häuptern eine Laube, die für die Sonnenstrahlen undurchdringlich war. Am Mittage eines sehr schwülen Tages empfanden wir in diesem Saale, für dessen Verschönerung die Natur selbst Sorge getragen hatte, eine liebliche Kühlung. Allenthalben hiengen die Blüthen wie Guirlanden über den Gästen, und ein ieder war gleichsam damit bekränzet. Ihr prächtiges Ansehen, ihr herrlicher Geruch, ihre schönen Blätter, der Zephyr, der sie sanft bewegte, alles erweckte bey uns die Vorstellung, daß wir plötzlich an einen bezauberten Ort versetzt worden seyen. Um unser Vergnügen auf den höchsten Grad zu bringen, floß ein artiger Bach, der von den benachbarten Bergen herabfiel, unter unserm Tische hin, und trug das Seinige bey, die Kühle zu unterhalten. Man sahe ihn zur Rechten und zur Linken über einen goldgelben Sand fortrinnen, und sein kristallhelles Wasser durch den Garten treiben. Indem

er täglich in kleine von der Kunst verfertigte Kanäle abgeleitet wurde, befeuchtete er die Wurzeln der Pomeranzen- Granaten- und Mandelbäume, welche den Tribut, den er ihnen von seinem Wasser zollte, durch Blüten und Früchte mit Wucher wieder bezahlten.

Indessen war aufgetragen worden. Der Aga hatte sich nach unserm Geschmacke gerichtet. Wir fanden alles Tischgeräthe, dessen sich die Franzosen zu bedienen gewohnt sind, und er selbst bequemte sich nach unsern Sitten. Da er wußte, daß Suppe eines von unsern Tafelgerichten ist, so hatte er auf einer grossen Schüssel geröstete Brodschnitten, worüber eine niedliche Gallerte geschüttet war, anrichten lassen. Um dieselbe herum stunden Bartavellen, die fast so groß wie unsre Hühner waren, und so lieblich dampften, daß der Appetit dadurch gereizt werden mußte; ferner vortrefliche Wachteln, ein junges und delikates Lamm, nebst klein zerschnittenem Fleisch, das in Reis gekocht und auf das Beste zubereitet war. Der Wein war der Vortrefflichkeit der Speisen angemessen. Es war Gesetzwein,*) Malvasier vom Berge Ida, und wohlriechender rother Wein, der zugleich den Geschmack und den Geruch vergnügte. Unser wackerer Patriarch hatte sich vorgenommen, sich

*) Vom Gesetzwein siehe oben S. 117. Der Malvasier vom Berge Ida ist ölichter, im Geschmack angenehmer, und nicht weniger wohlriechend.

sich seinen Gästen gleich zu stellen, und dem Propheten zum Troz zu trinken wie sie, hatte auch deswegen sowohl seine Bedienten als seine Kinder entfernet. Und nun legte er iene türkische Ernsthaftigkeit, die niemals lächelt, gänzlich bey Seite, schwazte nach Herzenslust mit uns, und sezte uns öfters durch seinen Scharfsinn, durch seine verständigen Antworten, und durch die Richtigkeit seiner Urtheile in Verwunderung. Als abgespeiset war, wurden Moka und Pfeifen gebracht. Die hiesigen Pfeifen sind von Jasmin, und das Mundstück ist von Ambra. Ihre ungeheure Länge macht, daß der Toback nicht auf der Zunge beissen kann; überdies ist auch der Toback, den man in der Türkey rauchet, an sich schon lieblich; man vermischet ihn mit Aloeholz, und sein Dampf, der sonst so unangenehm ist, fällt hier niemanden beschwerlich.

Wir lagerten uns vergnügt unter den Schatten, und sogen den lieblichen Duft der Pomeranzenblüthen ein. Unser Wirth schwazte mit uns, und gab den Ton der Unterredung an. Hier dachte man nicht darauf, dergleichen Funken zu sprühen, die bey uns Esprit genennet werden, oder artige Nichtswürdigkeiten mit hervorstechenden Farben zu schmücken, oder von andern Leuten mit schönen Worten übels zu reden. Solche Unkosten würde man sich hier ganz vergeblich gemacht, und Ismael würde nichts von unserm Kauderwelsch verstanden haben. Man mußte sich bloß darauf einschränken,

Sachen,

Sachen, in denen Verstand und Wahrheit anzutreffen war, anzuhören und in seinen Antworten vorzubringen. Nachdem die grosse Hitze vorüber war, ließ Ismael seine Söhne kommen, und befahl ihnen, uns auf die Jagd zu führen. Wir begaben uns in eine Ebene hinab, wo wir Wachteln antrafen, und hatten das Vergnügen eine Menge zu fangen, ohne uns zu ermüden. Der Schatten, der von den Bergen herab fiel, erinnerte uns, zurück nach Haus zu kehren, und da in dieser Jahreszeit die Nächte eben so heiter als die Tage schön sind, so nahmen wir auch die Abendmahlzeit in dem Pomeranzensaal ein. Der Himmel war ganz unbewölkt, die Kühle gemässigt, und die Luft so rein, so stille, daß die Flamme von vier dicken Wachslichtern sich fast im geringsten nicht bewegte. Sie erhellte das Laub auf tausend verschiedene Arten. Die Strahlen brachen sich auf mancherley Weise, und brachten Schatten und Licht von wunderbarer Wirkung hervor. Hier war das erleuchtete Laub hellgelb anzusehen, und dort zeigte sich der Grasboden in dunkelgrüner Farbe. Anderwärts schimmerten die weissen Blüten, welche wie Blumenkränze herabhiengen, auf einem goldfarbigten Grunde. Weiterhin liessen ein paar auseinander stehende Blätter den Glanz eines Sternes durchfallen, der wie ein Demant funkelte. Die balsamischen Ausflüsse der Gesträuche wurden von der Luft zusammengehalten, und machten unsre Sinne trunken. Jene Lichtstrahlen, die in dem Laube

spielten, jener Kontrast von Schatten und Licht, der die Gestalt und die Farben des Laubes mannichfaltig veränderte, brachte so reitzende Scenen hervor, daß mir die über unsern Köpfen ausgebreitete Blumendecke bey der Nacht noch weit schöner vorkam, als an dem hellen Tage. Vielleicht erhielt auch meine Einbildung durch das niedliche Mahl, durch den guten Wein, und durch das Ungewohnte des Anblicks, eine neue Kraft und Stärke, und vielleicht war ich so bezaubert, daß ich mir ein Vergnügen daraus machte, jenen wohllüstigen Aufenthalt mir schöner zu denken, als er wirklich war.

Die Türken haben in ihren Häusern nicht für alle einzelne Personen, die zu einer Familie gehören, besondre Zimmer. Nur die Frauenspersonen haben ihre besondern Schlafgemächer. Die Mannspersonen hingegen schlafen alle beysammen in geräumigen Sälen auf Matrazen, die auf dem Boden herumgelegt und mit Ueberzügen und einer Decke versehen sind. Zufolge diesem uralten bey den Morgenländern herrschenden Gebrauch, wurden wir in eine grosse Kammer geführt, in welcher unsre Betten auf dem Fußboden nach der Reihe herumlagen.

Kaum war die Morgenröthe angebrochen, so wurden wir aufgeweckt. Die Muhammedaner stehen um diese Zeit auf, um ihr Morgengebet zu verrichten, und die ersten Strahlen der Sonne nebst der anmuthigen Kühle, die durch die Luft verbreitet

tet ist, zu geniessen. Als wir hinabkamen, wartete schon das Frühstück auf uns. Wir tranken Moka, und schmauchten lieblichriechenden Taback von Latakia. Dann giengen wir unter der Anführung der Söhne des Aga und zweener Jagdbedienten auf den Rebhühnfang. Ich habe in der Insel nicht mehr als eine einzige Rebhühnerart gesehen. Es ist die Bartavelle. Sie hält sich im Gebirge auf, und vermehrt sich ausserordentlich. Sie hat ein lebhafteres Kolorit und ist grösser, als unsere rothen Rebhühner. Ihr Fleisch ist von vortrefflichem Geschmack. Wir fanden ihrer auf allen Hügeln zahlreiche Flüge. Unsre Jagd war zwar ermüdend, aber sehr glücklich. Oefters begaben wir uns, wann wir die mit dürrem Heidekraut bewachsenen Hügelrücken durchsuchet hatten, in ein mit Myrthen- und Lorbeerrosenbäumen bewachsenes Thal hinab. Hieher nimmt das Wild während der Sonnenhitze seine Zuflucht, und wir jagten die Rebhühner, Wachteln und Hasen aus jenen blumichten Gebüschen heraus.

Als wir wieder zum Aga heimgekommen waren, vergassen wir bey einer niedlichen Mittagsmahlzeit und bey dem Malvasier vom Berge Ida in der schönen Laube unsre empfundenen Beschwerden. Seine Weiber erzeigten uns eine Artigkeit. Sie schickten uns nehmlich einen sehr grossen Kuchen, den sie mit eigenen Händen verfertiget hatten. Er bestund aus dem feinsten Mehl, wohlriechendem Honig, frischen Mandeln, und kleinge-

 schnit-

schnittenen Pistazien, welche mit ein wenig Rosenwasser angemacht waren. Dieses Backwerk war sehr leicht, und iedermann befand es als vortrefflich.

Die ganze Zeit durch, da wir uns bey Ismael Aga aufhielten, empfiengen wir von ihm lauter Höflichkeit. Er machte zwar wenig Komplimenten, aber er forschte unsern Geschmack aus, so daß wir immer darauf rechnen durften, nur solche Gerichte, die wir vorzüglich gerne zu essen schienen, auf der Tafel zu finden. An einem Morgen, da ich eher als meine Gefährten aufgestanden war, und in den Baumgärten der Gegend spatzieren gieng, erblickte ich diesen wackern Muselman, der bey einem Brunnen unweit seinem Hause stund. Er wusch sein Gesicht und seine Hände, und sang das erste Kapitel des *Koran*, welches bekanntermassen ein Gebet ist. Man sah es ihm an, daß er sein Opfer der Gottheit mit innigem Gefühl brachte, und ich faßte aufs neue eine günstige Meynung von diesem Manne, der die vornehmste seiner Pflichten mit so vieler Würde abstattete.

Dieser vornehme Mann besitzt noch mehr Landhäuser. In demienigen, wo wir waren, hält er sich nur zur Frühlingszeit auf. Die heissesten Sommertage bringt er in einer artigen Wohnung zu, welche im Gebirge liegt. Indeß daß die Ebene von der Sonne versengt, die Luft entzündet ist, und das Thermometer 27 Grade zeigt, genießt er daselbst einer angenehmen Temperatur.

Er sieht um sich herum das Land in Grün gekleidet und die Gesträuche mit Blüthen und Früchten behangen.

Ein solches Leben führen die reichen Muhammedaner in Kandia. Sie bringen drey Vierteljahre auf ihren Landgütern zu, und kommen zur Winterszeit in die Stadt, um darinn den Ueberfluß ihrer eingeerndteten Produkte zu verkaufen. Das Oel, welches sie in grosser Menge erhalten, das Wachs, der Wein, die Wolle von ihren Heerden, verschaffen ihnen ansehnliche Schätze. Sie lassen sich an ihren Gütern begnügen, trachten nach keiner Stelle bey der Regierung, wobey ihre Sicherheit in Gefahr kommen könnte, und sehen es ohne Neid an, daß dergleichen Stellen mit Auswärtigen besetzt werden. Sie sind auf ihren Landgütern wie Könige zu betrachten, denen iedermann, so bald sie nur den Mund öffnen um etwas zu befehlen, sogleich gehorchet. Im Besitze der schönsten Frauen in der Insel,*) gewöhnen sie ihre zahlreichen Kinder

*) Die Türken sind über die Mittel, sich Weiber zu verschaffen, nicht sehr bedenklich. Wenn ein Grieche eine schöne Tochter hat, und sie unglücklicher Weise allein aus dem Hause gehen lässet, so lauern sie auf diese Gelegenheit, nehmen sie weg, und machen sie zu ihrer Frau. Sie nöthigen zwar selbige nicht, ihrer Religion zu entsagen, wenn sie sehen, daß sie ihr vest anhänget, aber alle Kinder, die sie gebähret, werden zu Muselmanen gemacht. Ich habe in Kanea

der zu der Achtung und Unterwerfung, welche dem Oberhaupt der Familie gebühret. Auf eine solche Art geniessen iene Muhammedaner ohne ängstliche Sorge, ohne Beunruhigung, ohne Ehrsucht, aller der Güter, welche ihnen die Natur darbietet, führen ein beglücktes Leben, und behalten bis in ein sehr hohes Alter eine fast unerschütterte Gesundheit.

Lange werde ich mich an iene Tage erinnern, die ich auf dem Landgute des Ismael Aga zugebracht habe. Indessen muß ich doch gestehen, daß ich mich mitten unter den Vergnügungen, die ich genoß, nicht erwehren konnte, über die gänzliche Abwesenheit aller schönen Künste verdrüßlich zu werden. Gehörte iene Insel einem gebildeten Volke an, wie würde sie nicht ein ganz andres Ansehen gewinnen! Wie viel schöner würden noch ihre Gärten werden! —

Wenn man aus Kanea herauskommt, so hat man vor sich die weissen Berge, welche heutiges Tages die Berge von Sphachia heissen. Diese Bergkette, welche an Höhe dem Berge Ida nichts nachgiebt, ist die längste in der Insel. Sie fängt bey dem Kap Drepanum ostwärts von Suda an, und

nea eine artige Griechinn kennen gelernt, welche den Ihrigen auf eine solche Art geraubet worden war. Nach dem Todte ihres Mannes kehrte sie wieder zu ihnen zurück, aber ihre Kinder waren Muhammedaner, und sie mußte sich von ihnen trennen.

und zieht sich fort bis an die See gegen Süden, woselbst der Flecken Sphachia liegt, der durch eine kleine Schanze, welche die Korsaren scheuen, beschützet wird. Von diesem hohen Mittelpunkt an laufen zween Arme aus, welche sich gerade vorwärts gegen den Peloponnes strecken, und endlich sich in Spitzen endigen, von denen die eine das Kap Spada, und die andre das Kap Susa ist.*) Dieses sind die westlichsten Theile der Insel. Beyde Gebirgsfortsätze sind steil, zuweilen ganz perpendikulär, und tragen wenig Produkte. Es werden auf denselben Heerden geweidet. Hie und da finden sich darauf Cypressen, Fichten, und verschiedene Arten von grünbelaubten Bäumen. Die dasigen Dörfer sind von geringer Anzahl und schlecht bewohnt. Der Reisende findet keine einzige beträchtliche Stadt. Hinten in dem Meerbusen, den diese Berge umschliessen, liegt der Flecken Cisamo, ehehin Cysamum, bey welchem ein elender Haven und ein verfallendes Schloß ist. Bey dem Vorgebirge Susa siehet man die Vestung Grabusa, welche auf einem Felsen angelegt ist. Die Venetianer wehrten sich darinn lange Zeit gegen die ganze ottomanische Macht, und würden sie vielleicht

 noch

*) Diese westlichen Arme des Gebirges von Sphachia hiessen in den alten Zeiten Tityrus und Kadiscus. Die Bergreihe Tityrus machte am Ende das Vorgebirg Diktynna, heut zu Tage das Kap Spada, so wie die Bergreihe Kadiscus das Vorgebirg gleiches Namens, iezt das Kap Susa genennt.

noch besitzen, wenn nicht ein Kommandant dersel- ben sie um eine Summe von Sekinen an die Ot- tomanen verkauft hätte. Zwischen dem Felsen und dem vesten Lande finden Schiffe von jeder Grösse einen trefflichen Ankerplatz. Doch wir wol- len diese wilden Gegenden verlassen, und wieder zu den weissen Bergen zurückkehren.

Das bemeldte Gebirge macht vor Kanea eine unabsehliche Vormauer, die bis in die Wolken hinaufreicht, und die Stadt von dem übrigen Theil der Insel abzusondern scheinet. Die niedrigste Reihe ist nur zwo Meilen von der Stadt, und mag ungefähr 300 Toisen hoch seyn. Zwischen dieser und der zweyten Reihe öffnet sich eine große Ebene, welche im Durchschnitt genommen 3 Meilen breit und von einer ansehnlichen Länge ist. Diese mittlere Reihe ist schon überaus viel höher, als die erste. Weiterhin kommen die hohen Pike, welchen man den Namen der weissen Berge ohne Zweifel des- wegen gegeben hat, weil sie einen Theil des Jah- res hindurch mit Schnee bedecket sind. Dieser häufet sich in den tiefen gegen Norden hinsehenden Thälern an, wird hart, und zergehet niemahls. Die Einwohner hauen Stücke davon ab, welche sie bey Nacht nach Kanea führen; daher man in den heissesten Sommertagen im Stand ist, eiskalt zu trinken.

Alle diese Gebirgsreihen sind ein Apanage, welches von dem Großherrn der Sultaninn Wali- de zugetheilt wird. Sie sind von der Regierung

der

der Paschen ganz unabhängig. Die Sultaninn sendet einen von ihren Günstlingen dahin, der daselbst die Aufsicht führet und den Tribut einsammlet. Die Griechen, welche diese Gebirge bewohnen, heissen Sphachioten. Sie unterhalten zahlreiche Ziegen- und Schaafs-Heerden, ziehen Bienen, machen vortrefflichen Käs, der dem Parmesankäse an Geschmack gleich kommt, und verkaufen in den benachbarten Flecken und Dörfern, was sie von ihren Produkten entbehren können.

Die Sphachioten, da sie nie aus ihrem Gebirge herauskommen, haben sich mit den verschiedenen Nationen, die sich in der Insel Kreta niederliessen, nicht so sehr vermenget, wie die Einwohner der Ebenen. Sie reden einen Dialekt, der weniger verdorben ist, als der, den man von den übrigen Kandioten höret. Sie haben manche Gebräuche ihrer Vorfahren und manche Züge ihres ehemaligen Charakters beybehalten. Als Belon sich unter ihnen aufhielte, waren sie die besten Bogenschützen in der Insel; sie führten sehr grosse Bogen, und bezeigten mehr Geschicklichkeit, Stärke und Muth, als die andern Griechen; heut zu Tage, da von ihnen die Flinte statt des Bogens geführet wird, zeigen sie im Gebrauche dieses Gewehrs keine geringere Fertigkeit. Die meisten unter ihnen sind vortreffliche Jäger.

Unter allen Kretensern haben die Sphachioten allein den Tanz, Pyrrhicha genannt, beybehalten. Wenn sie ihn aufführen, erscheinen sie in der alten

 Tracht.

Tracht. Ein kurzer von einem Gürtel zusammengehaltener Rock, Hosen und Halbstiefel, machen ihre Kleidung aus. Auf der Schulter hängt ein mit Pfeilen gefüllter Köcher, und am Arme ein gespannter Bogen. Ein langer Degen ziert ihre Hüfte. So gerüstet beginnen sie den Tanz, der drey verschiedene Taktweisen hat. Die erste giebt die Schritte an. Sie heben einen Fuß um den andern auf, ungefähr so, wie bey den teutschen Tänzen geschiehet. Die Bewegungen der zweyten Taktweise sind stärker, und haben eine Aehnlichkeit mit den Tänzen der Niederbretagner. Bey der dritten Taktweise springen sie zuerst mit dem einem, hernach mit dem andern Fuß, bald vorwärts, bald rückwärts, ohne sich dabey viel anzugreifen. Die Tänzer von der Gegenparthey machen eben dieselben Schritte nach. Sie singen und tanzen zu gleicher Zeit. Es kommen in diesem Tanz mancherley Evolutionen vor. Bald machen sie zusammen einen Kreis; ein andermahl formiren sie der Länge nach zwo Reihen, und scheinen einander mit ihren Waffen zu drohen; dann theilen sie sich ie zwey und zwey, als wenn sie einander zu einem Kampfe herausfordern wollten. Bey allen diesen Bewegungen aber merkt ihr Ohr genau auf die Musik, und sie verlieren niemahls die Mensur.

Es ist bekannt, daß in der alten kretischen Republik das Volk in zwo Klassen eingetheilt war: in die Klasse des iugendlichen, und in die Klasse des

männlichen Alters. Dieser Gebrauch hat sich bis iezt bey den Sphachioten erhalten, wiewohl nicht so rein, als er bey seinem Entstehen gewesen war. Denn ehemahls unterwarfen sich die iungen Leute dem Urtheil der Beiahrten, und gehorchten ihnen; hingegen iezt wollen sie selbst befehlen. Dieser Mangel an Subordination hat für die ganze Nation wichtige Unfälle nach sich gezogen. In dem leztern Kriege mit den Russen bildeten sich die Türken ein, daß die Sphachioten damit umgiengen, die Insel in die Hände ihrer Feinde zu liefern. Sie wandten vor, daß einige russische Schiffe, welche auf der mittäglichen Seite der Insel angelandet waren, sich mit den Sphachioten in Unterhandlungen eingelassen hätten. Mehr bedurfte es nicht, um die Muhammedaner in Harnisch zu iagen. Sie zogen bewaffnet aus, achttausend an der Zahl, und klimmten ohne Mühe die erste Bergkette hinan. Aber nicht so leicht war es, die andre zu erklettern, und es hätte ihnen durch eine Hand voll Soldaten verwehrt werden können. Die Klasse derer vom männlichen Alter wollte, daß man sich schlagen und die Felsen vertheidigen solle. Hingegen die iungen Leute, welche sich allem Vermuthen nach durch die Versprechungen der Türken hatten gewinnen lassen, waren mit einander des Entschlusses sich zu ergeben, und anstatt daß ihre Väter den Feinden die Spitze geboten hätten, waren sie so feig, daß sie diese vermittelst eines Umwegs zu oberst auf ihre Berge hinauf leiteten.

Bey

Bey diesem Anblick ergrief iedermann die Flucht, und verbarg sich so gut, als es möglich war, theils in den Felsenhöhlen, theils zu unterst in den Abgründen. Die Muselmanen machten sich ihren Sieg auf eine grausame Art zu Nutze. Sie verheerten ganze Dörfer, hieben viele Einwohner nieder, und schleppten eine grosse Anzahl in die Gefangenschaft. Männer, Weiber, Kinder, nichts wurde verschont. Sie verhandelten sie hernach in verschiedene Provinzen des türkischen Reichs. Ganz gewiß hätten die ehemaligen kretensischen Jünglinge sich auf eine ganz andere Art betragen. Sie würden zuerst nach den Waffen gegriffen haben, um entweder die Feinde weit von ihren Wohnungen weg zu treiben, oder kämpfend zu sterben. Niemahls aber würden sie ihr Vaterland verrathen haben. Diese Begebenheit dient zu einem Beweis, daß die besten Anordnungen schädlich werden, wann die Absichten, in welchen sie gemacht wurden, aus der Acht gelassen werden. Ich bemerke noch dieses, daß seit iener betrübten Ereigniß die Sphachioten, welche vormahls von dem Charatsch frey waren, selbigen eben so, wie die andern Griechen entrichten müssen.

Ich habe bereits gesagt, daß der Winter die Berge von Sphachia mit Schnee bedeckte. An einem Morgen giengen wir von Kanea auf die Jagd. Es war in den ersten Tagen des Februar. Die ganze Nacht durch hatte ein Nordwind geweset, und ob gleich die Luft in der Ebene gemäßiget

get war, so ließ sich doch auf den Bergen die Kälte verspühren. Als wir eine halbe Meile gemacht hatten, konnten wir, von Verwunderung und Erstaunen ergriffen, uns nicht enthalten, unsre Blicke auf das herrliche Gemählde zu heften, das sich vor uns ausbreitete. Die Sonne rückte majestätisch über den Bergen hervor. Sie erhellte mit ihren Strahlen einen unermeßlichen Schneemantel, der von den Gipfel jener Berge bis auf den Rücken der untersten Hügel herab hieng. Durch den Schnee streckten sich die schwarzen Fichten- und Eichenstämme empor. In der Entfernung, in welcher wir uns befanden, schienen sie in einer Reihe zu stehen, gleichsam wie Alleen, die nach der Schnur gezogen wären, und sie bildeten einen langen Vorhang, der den Horizont auf eine malerische Art beschränkte. Der prächtige Mantel, dessen Einförmigkeit sie unterbrachen, würde, als er von dem völligen Sonnenlichte beschienen wurde, unsre Blicke endlich ermüdet haben, wenn er das ganze Land bedecket hätte. Allein er reichte nur bis über die letzte Bergreihe, wo er, so wie sich das Erdreich hob, allerley Falten machte. Da, wo er aufhörte, fiengen Oelbaumpflanzungen an, welche den Abhang der Hügelrücken zieren. Mitten dazwischen waren verschiedene kleine Dörfchen zu sehen, welche der Landschaft eine anmuthige Abwechselung gewähren. Weiter hinunter bekam die Scene ein andres Ansehen. Wir erblickten hie und da in der Ebene artige Landhäuser, deren eini-

ge noch von den Venetianern gebauet sind. Die Zitronen- Mandel- und Pomeranzenbäume, letztere mit goldenen Früchten beladen, machten um dieselben herum artige Gebüsche aus. Eine Menge von Veilchen wuchsen unter ihrem Schatten, und erfüllten die Luft mit ihrem balsamischen Duft.

Die Ebene, durch welche wir kamen, enthielte grosse Felder, auf denen das Getreyde einen Schuh hoch in der schönsten Blüthe stund. Diese herrlichen Teppiche kontrastirten auf eine wunderns-würdige Art mit jenem, den die nächtliche Kälte über die Berge geleget hatte. Nachdem wir unsern Weg eine Stunde lang durch diese lachenden Gegenden fortgesetzet hatten, kamen wir in das Thal Kulate hinab. Es ist im Winter sehr feucht, und wird nicht angebauet. Allein die Natur sorgt dafür, dasselbe zu verschönern. Auf eine Strecke von einer Meile lang war der Boden mit gelben und blauen Narcissen bekleidet, welche über das Gras hervorragten und dem Auge einen herrlichen Farbenschmelz darstellten. Die Menge der Blumen verbreitete die lieblichsten Wohlgerüche durch die Luft. Die etwas mehr erhöhten Plätze waren auf eine andre Art geschmückt. Weisse, violette, gelbe, rothe, kurz Anemonen von allen Farben, prangten auf einem grünen Boden.

Obgleich in der Insel Kreta die Natur im Monat Februar in der Blüthe ihrer Jugend ist, so sind doch schon die Pomeranzen zu dieser Jahreszeit völlig reif. Sie haben eine sehr zarte Schaale und ein

ein delikates Mark, dessen lieblicher Geruch noch lange hernach, wann man sie geessen hat, empfunden wird. Sie übertreffen weit die ägyptischen, und sogar zu Malta hat man sie den inländischen vorgezogen.

Als wir über die Narcissenebene gekommen waren, gelangten wir an einen sumpfigten Ort,*) welcher zu äusserst an dem Meerbusen von Suda liegt. Er ist voller Binsen und Wasser. Man kann allda nicht anders als in Halbstiefeln jagen. Eine Menge von Schnepfen bewohnen diese Sümpfe, und die Jagd auf sie ist sehr belustigend. Alle umliegende Gegenden sind mit Lorberrosen bepflanzt. Auch trifft man allda eine Menge von Myrthengebüschen an, welche fast das ganze Jahr durch blühen. Solche Gebüsche waren es, unter welche sich die Schnepfen, die wir aufgeiaget hatten, versteckten. Wir fanden auch Wasserhühner daselbst. In den etwas höher liegenden Gegenden trieben unsre Hunde Wachteln auf.

Da wir das Vergnügen der Jagd noch länger geniessen wollten, so begaben wir uns in die tiefen Thäler, welche die letzte Bergkette von Sphachia gegen Norden und Süden durchschneiden. Alle Augenblicke flogen aus den Myrthen und Lorberrosen-Gebüschen, deren es in diesen Gegenden so viele

*) Die Narcissenebene, der Ort, vom dem ich rede, und die Gegenden umher, heissen insgemein Lacu-late.

viele giebt, grosse Schnepfen auf. In den meisten dieser Gebüsche finden sich Quellen, deren Wasser kristallhell ist. Die Türken haben einigen von denselben artige Becken gegraben, und sie auf diese Art verschönert. An einer solchen Quelle war es, wo wir uns unter dem Schatten eines Ahornbaums, mit blühenden Gesträuchen umgeben, niedersetzten. Etliche Rebhühner, vortreflicher Wein, frische Oliven, und klares Quellwasser, machten unser Frühstück aus. Wenn wir uns von der Begierde zu iagen allzuweit hatten verleiten lassen, so kletterten wir in den Hohlwegen die Wände hinan, und kamen so auf die Ebene, die sich bis an den Fuß der mittlern Bergreihe erstreckt. Hier fanden wir auserlesene Rebhühner und Hasen im Ueberfluß. So sahe es in den Gegenden aus, wo wir iagten. Indessen genossen wir dieses Vergnügen sparsam, gewöhnlich die Woche nur einmahl.

Bisher haben wir die schönsten Gegenden west- und südwärts von Kanea besehen. Nun müssen wir noch das Kap Melek, welches sich nord- und ostwärts von genannter Stadt fortziehet, und ehehin Ciamum promontorium hieß, näher kennen lernen. Das Vordertheil desselben hat 6 Meilen im Umfang. Die Seefahrer, die sich ihm nähern, erblicken nichts als spitzig in die Höhe steigende Felsen und fürchterliche Klippen. Allein zu Lande trifft der Reisende zwischen den Bergen, woraus

es

es bestehet, solche Gegenden an, die seiner Aufmerksamkeit werth sind.

Der östliche Theil dieses Vorgebirges macht eine von den Seiten des Meerbusens von Suda aus. Eine halbe Meile von der Mündung desselben befindet sich der Felsen, worauf das Schloß gleiches Namens, das den türkischen Waffen so viele Jahre nach einander Widerstand gethan hat, gebauet ist. Man könnte es auf eine vortheilhafte Art von der Seite des Kap Melek her beschiessen, weil es nur eine Viertelmeile vom Ufer, und das Erdreich höher ist. Indessen wäre es doch unmöglich, dasselbe ohne ein Geschwader einzunehmen, indem es verschiedene über einander angelegte Batterien, welche in dem harten Felsen ausgehauen sind, und daben einen solchen Umfang hat, daß es ein Dorf von ungefähr 150 Häusern enthalten kann. Um diese Schanze herum können Schiffe von ieder Größe sich vor Anker legen. Würde ihr schweres Geschütz von geschickten Konstablern bedient, so könnte die fürchterlichste Flotte weder mit Gewalt in den Meerbusen einlaufen, noch auch, wenn man sie hätte hineinkommen lassen, wieder herauskommen. Das Fort Suda ist einer der wichtigsten Plätze in der Insel Kandia, und zwar eben derienige, den die Republick Venedig am längsten behauptet hat.

Derienige Theil des Meerbusens, welcher sich ienseits des Schlosses hinüber erstreckt, ist anderthalb Meilen lang und eine Drittelsmeile breit.

Die Schiffe können nur auf eine halbe Meile von seiner Oeffnung vor Anker gehen. Denn übrigens ist er einem Abgrunde gleich, so daß sich mit der Bleyschnur auf 150 Faden tief kein Grund finden läßt. Indessen ist der Ankerplatz von einer solchen Weite, daß daselbst die zahlreichste Flotte Stand halten kann, und dabey wider alle Winde gesichert, auch so gut als in einem Bassin eingefangen ist.

Der äusserste Theil des Meerbusens von Suda, welcher Kulate heißt, ist nur anderthalb Meilen von dem Haven von Kanea entfernt. Ein ununterbrochenes Thal erstreckt sich von dem einen zum andern, und es wäre eine sehr bequeme Sache, wenn zwischen beyden Häven eine Kommunikation eröffnet würde. Man dürfte nur einen sehr kurzen Kanal graben, der schon durch die Lage des Erdreichs bezeichnet zu seyn scheinet. Dies würde für die Handlung einen höchst schätzbaren Vortheil gewähren. Denn manchmahl werden die Schiffe durch die Nordwinde ganzer acht Tage lang zu Kanea aufgehalten. So aber könnten sie vermittelst des Kanals von Suda herabfahren und alsdann unter Seegel gehen. Eben so würde auch beym Anländen ein Vortheil seyn. Wenn den Schiffen die Winde entgegen wären, so daß sie nicht in den einen Haven einlaufen könnten, so stünde ihnen der andre offen. Es liessen sich noch mehrere Vortheile denken, die ich aber mit Stillschweigen übergehe, weil doch einmahl unter türkischer Oberherrschaft

schaft keine nützlichen Vorschläge ins Werk gesetzt werden können.

Wollen wir uns nun nach den höhern Gegenden des Kap Melek hinaufbegeben. Der Weg ist mühsam. Man muß steile Berge hinanklimmen, die ganz unfruchtbar sind. Zwar findet der Jäger auf denselben, was er suchet: Rebhühner und Hasen im Ueberfluß. Allein der Ackersmann kehrt mit traurigem Blicke zurück, wenn er nackte Felsen und Hügelrücken, die mit Heidekraut, Thymian, und einer Menge wilder Pflanzen, die dem Menschen nicht den geringsten Nutzen schaffen, bewachsen sind, vor sich siehet. Der Fuß dieser Felsen ist mit Saubrod überwachsen, welches im Frühling den Erdboden mit seiner schönen Blüthe schmücket. Wenn man über diese rauhen und wilden Gegenden gekommen ist, so zieht sich der Weg in eine Ebene hinab, welche ihre Fruchtbarkeit und ihre Güter einem Konvent von Kalogern zu danken hat. Denn selbige haben die ehemahligen Heiden urbar gemacht, die dürren Hügel mit Weinstöcken besetzt, und in den Gründen ganze Waldungen von Oel- Mandel- und andern Fruchtbäumen angelegt, welche ihnen viel eintragen. Die besten Gefilde beackern sie, und erndten von ihnen Korn und Gerste. Die Türken sind so billig, daß sie ihre Aecker und Güter schonen, und obgleich die Mönche iezt von dem ihnen eingeräumten Land vollen Nutzen ziehen, so dürfen sie doch über die ihnen ehemahls auferlegte Abgabe,

gabe, die sehr gering ist, keinen Heller weiter entrichten.

Man kommt in das Dreyeinigkeitskloster durch eine lange Allee von hochstämmigen Cypressen. Beym Eintritt in den Hof siehet man gleich, daß derselbe ein länglichtes Viereck macht, um welches herum die Cellen und Kammern der Religiosen angelegt sind. Mitten in diesem Hof stehet eine kleine Kirche, vor deren Portal so wie neben den Seitenwänden Pomeranzenbäume gepflanzt sind, welche ein schönes Peristyl vorstellen. Diese in der Blüthe stehenden Bäume erfüllen die Luft mit ihrem Duft. Das Kloster ist mit allem zum Ackerbau dienlichen Geräthe versehen. Es befinden sich darunter Oelpressen, Weinkeltern, und überhaupt alle Bequemlichkeiten, welche das Landleben erfordert. Indeß daß die Priester den Gottesdienst abwarten, und ihren Andachtsübungen obliegen, besorgen die Layenbrüder die Feldarbeiten. Dieses Kloster ist eine kleine Republik, die sich ihren Reichthum durch Arbeit erwirbt, und deren Glieder, indem sie alle ihren Geschäften nachgehen, zwar ein unmüssiges, aber doch friedliches und beglücktes Leben führen. Wir haben uns mehrmahls bey jenen guten Kalogern einlogirt, um bequemer auf die Jagd gehen zu können, und haben allezeit bey ihnen die liebreichste Aufnahme und Gastfreundschaft gefunden.

Von dem Dreyeinigkeitskloster kommt man in einer Stunde über sehr rauhe Wege in das Sct.

Jo-

Johannniskloster, welches auf der höchsten Höhe des Kap Melek stehet. Auf dem freyen und ebenen Platz vor dem Hause kann man alle herumliegenden Gegenden übersehen. Hier setzt sich der Reisende unter einem zwischen zween Felsen stehenden Oelbaum nieder, athmet mitten am heissesten Sommertage eine kühle Luft ein, und erblicket unter sich eine unermeßliche Landschaft. Gegen Mittag sieht er die Reihe der weissen Berge, die mit Schnee und Waldungen bekränzt sind; gegen Abend die Moscheenthürmgen von Kanea; gegen Norden die ferne Spitze des Kap Spada, nebst all den Schiffen, die der Handlung wegen iene Gewässer befahren. Seine Vorstellungen nehmen eben so, wie die Scene, die er vor Augen hat, an weitem Umfang zu. Verengert er sich seinen Horizont, so erblickt er Hügelreihen, die mit Weinbergen geziert sind, Berge voller Felsenspitzen, und in der Ebene Schlösser, die mit Baumgebüschen umgeben sind. Er bildet sich ein, wie er das Vergnügen geniesse, in ihrem Schatten zu wandeln, die an ihren Zweigen hangenden Früchte zu betrachten, und den Duft der Blüthen, womit die Myrthenbäume prangen, zu riechen. Aber welch ein fürchterliches Getöse erweckt ihn aus seinem süssen Traum! Der Donner rollt in der Ferne; die Winde erheben sich mit Ungestümm; die Wellen schlagen tobend an die Felsen, die über ihren Abgründen hängen, und scheinen ihren Grund zu unterwühlen; ihr Schaum sprützt in die Lüfte:

Der beobachtende Reisende sieht nun um sich her nichts als Precipice, kalcinirte Felsen, unfruchtbare aufeinander gethürmte Berge, schaudert vor ihrem Anblick zurück, und sucht die Gesellschaft wieder auf, die ihm nun unentbehrlich ist.

Von dieser Einsiedeley führet ein schmaler Fußsteig, der an einigen Orten in den Felsen gehauen ist, nach einer Grotte, welche durch die Hand der Natur verziert ist. Um zu ihr zu gelangen, muß man eine halbe Stunde lang einen sehr iähen Hohlweg hinab gehen. Doch diese Beschwerniß wird durch das darauffolgende Vergnügen wieder vergütet. Auf allen Seiten hängen in ienem unterirdischen Aufenthalt glänzende Stalaktiten. Einige sind fast pyramidenförmig, und andre sehen wie Orgelpfeifen aus. Diese leztern hängen oben vom Gewölbe herab, und scheinen dem Neugierigen, der sie betrachtet, auf den Kopf fallen zu wollen. Alle mit einander brechen eben so, wie der Kristal, die Strahlen des Fackellichtes. Die Wände sind ganz mit dieser Steinart überzogen. Da diese Stalaktiten so glatt wie Spiegel sind, so geben sie einen starken Glanz von sich. Aber sie sind nicht so hohlstreifigt, auch nicht so mit erhobenen Figuren verziert, wie die in der Grotte zu Antiparos, der schönsten in der Welt. Und so wie ihre Gestalten weniger mannichfaltig sind, so ist auch die Verwunderung, welche sie erzeugen, minder groß.

Der aepfeltragende Salbey, welchen Tournefort beschreibt, mit welchem auf dem Berge Ida

ganze

ganze Strecken Landes bedeckt sind, wächst auch in dem hohlen Wege, der zu iener Grotte führet. Ich bemerke bey dieser Gelegenheit, daß dem benannten Botanisten, weil er sich gerade zur dürresten Jahrszeit in Kreta aufgehalten hat, viele Pflanzen entgangen sind. Der artige Strauchbaum, welcher unter dem Namen kretisches Ebenholz bekannt ist, wächst zwischen den Felsen, welche sich an dem Seeufer hinziehen. Er wird nicht gar hoch; aber die schönen purpurfarbigen Blüthen, welche auf seinem silberfarbigen Laube prangen, machen ihn zu einem sehr anmuthigen Gesträuche.

Wollen wir uns nun vom Kap Melek herab, und wieder nach Kanea begeben. Wir treffen unterwegs das Frauenkloster Akrotiri an. Es ist eine grausende Einöde. Man erblickt um dasselbe herum nichts als traurige Felsen, an deren Fuß wilder Quendel, Heidekraut, riechender Thymian, Ladanumbäume, auch einige Büsche von Erdbeerbäumen wachsen. Die Frauenspersonen, die dasselbe bewohnen, sind keine eigentlichen Nonnen. Sie legen bloß das Gelübde der Jungfrauschaft ab. Eine iede von ihnen wählt sich eine Gesellschafterinn. Sie bewohnen die kleinen Häuser, welche um die Kapelle herum stehen, worinn ihnen ein griechischer Papas die Messe ließt. Ein iedes Paar erweißt sich gegenseitig alle Freundschaftsdienste, und besitzt gemeinschäftlich einen umzäunten grössern oder kleinern Platz, der zur dop-

pelten Celle gehöret. Dieser Platz ist ihr Blumen- und Baum-Garten. Es befinden sich darinnen Pomeranzen- Mandel- und Oel- Bäume, auch Bienen. Diese werden nicht in Körbe eingesperrt. Blosse Bretter, die auf ein paar Pfählen ruhen, machen ihr Haus aus. Unter einem solchen Obdach hängen iene fleissigen Insekten ihr Honig und Wachs an. Die ersten Wabben machen sie am längsten, die folgenden aber immer kürzer; endlich laufen selbige in eine Spitze aus. Auf solche Art stellt ein ieder Kuche eine umgekehrte Pyramide vor. Die Bienen verfertigen sie sehr geschwinde. Sie saugen ihr Honig aus der Blüthe des Thymians, wilden Quendels, und einer Menge andrer balsamischen Pflanzen und Gesträuche, womit der Erdboden bewachsen ist. Dieser reine, klare und köstliche Nektar hat einen Geruch wie Ambrosia.

Doch wir kommen wieder auf unsre Klosterfrauen. Ich habe schon gesagt, daß sie paarweise ein Gebäude bewohnen, welches 3 bis 4 Gemächer enthält. Eine iede ihrer Wohnungen schließt verschiedene Bequemlichkeiten in sich. Man trifft darinnen eine geräumige Cisterne an, als welche in einer so hochliegenden Gegend, die keine Quelle hat, so nöthig ist; ferner eine Presse, einen Backofen, und einen oder ein paar Webstühle zum Tuchweben. Gemeiniglich ziehen sie Seidenwürmer, und sammlen auch Baumwolle, welche Pflanze hier zu Lande nur ein Jahr dauert. Eine von den

Schwe-

Schwestern spinnet, und die andre macht das Gewebe. Manche stricken Strümpfe. Wann sie sich mit dem Benöthigten versehen haben, so gehen sie dann in die Stadt, und verkaufen darinn die Früchte ihres Fleisses.

In diesen Cellen nimmt das Auge nichts von Pracht und Aufwand gewahr, sondern bloß nützliche Geräthschaften, einfache Meublen, und unentbehrliche Sachen. Doch herrschet darinn durchaus eine solche Reinlichkeit, welche alles verschönert. Mit einem Wort: besitzen gleich iene Klosterfrauen keine Reichthümer, so leben sie doch in einem ungestörten Wohlstande, den sie ihrer Geschäftigkeit zu verdanken haben. Sie sind immer froh und vergnügt, und nie bemerkt man an ihnen eine traurige Miene. Gewöhnlicher Weise hält sich eine iunge Schwester zu einer ältern, um ihr beyzustehen und die mühsamsten Arbeiten abzunehmen. Ich habe einigemahle Besuch bey einer griechischen Dame gemacht, welche alliährlich einige Wochen in diesem Kloster zubrachte, und habe allezeit an ienen freywilligen Klosterschwestern Sanftheit, Bescheidenheit und Anmuth, keineswegs aber ienes rauhe und finstere Wesen, das nicht den Namen der Tugend verdienet, bemerkt.

Die Insel Kreta wird heut zu Tage durch 3 Paschen regiert, welche zu Kandia, Kanea und Retimo residiren. Der erste, welcher allezeit drey Roßschweife führt, ist gleichsam der Vicekönig dieser Insel. Er behauptet die oberste Gewalt, führt

die Aufsicht über die Schanzen und Zeughäuser, und vergiebt die erledigten Stellen beym Militäre, so wie auch die Untergouvernements von Suda, Grabuge, Spina-Longa und Gira-Petra. *) Die Gouverneure dieser Schanzen werden Beys genennet. Unter ihnen stehen ein Kastellan und drey Staabsofficiere, von denen der eine die Artillerie, der andre die Kavallerie, und der dritte die Jenissären kommandiret.

Der Staatsrath des Pascha bestehet aus einem Kiaia, durch dessen Hände alle Geschäfte, so wie auch fast alle Gnadenbezeugungen gehen; aus dem Jenissären-Aga oder General-Obristen der Truppen, welcher auch hauptsächlich die Aufsicht über das Policeywesen hat; aus zween Topidschi-Baschi; aus einem Defterdar, oder Oberschatzmeister der kaiserlichen Gefälle; aus einem Verwahrer des kaiserlichen Schatzes; und aus den vornehmsten Officieren der Armee. **) Man siehet leicht, daß diese Regierung durchaus militä-risch

*) Gira-Petra, ehehin Hierapithna genannt, war eine Stadt mit einem Haven am südlichen Meer. Jetzt ist sie aber nur ein elender Flecken. Der Haven kann nur kleinere Fahrzeuge einnehmen, und die Vestung, welche ausser Stand ist, sich zu vertheidigen, dienet bloß, die Korsaren zu verscheuchen.

**) Die gemeldeten vornehmen Bedienstungen finden sich erklärt in der Abbildung des türkischen Hofes 2c. wovon

risch ist. Daher ist auch die Gewalt des Serasfier-Pascha höchst strenge. Von seinen Aussprüchen kann nicht appelliret, sondern sie müßen sogleich vollzogen werden.

Die Rechtsgelehrten sind der Mufti, das Oberhaupt der Religion, und der Kadi. Der erstere legt dieienigen Gesetze aus, welche die Vertheilung der Güter unter die Kinder, die Erbfolge, die Heurathen betreffen, ia überhaupt alle Gesetze, welche Muhammed in dem Koran gegeben hat. Auch entscheidet er alle Punkte, welche den muselmanischen Ritus betreffen. Der Kadi kann in den Fällen, welche durch iene Gesetze veranlasset werden, keinen Ausspruch thun, ohne das schriftlich abgefaßte Urtheil des Mufti, welches Fetfa genennet wird, vor sich zu haben. Sein Amt ist, sich die Willensmeynungen, Klagen und Schenkungen der Privatpersonen vortragen zu lassen, und die unter ihnen entstandenen Streitigkeiten zu schlichten. Der Pascha muß diese Richter zu Rath ziehen, wenn er einen Türken gesetzmässig zum Todt verurtheilen will. Derienige iedoch, welcher drey Roßschweife führet, setzt sich zuweilen über das Gesetz hinauf, spricht, und läßt das Todesurtheil eigenmächtig vollziehen.

Alle

wovon erst in diesem Jahre eine neue und verbesserte Auflage in dem Weigel- und Schneiderischen Verlage zu Nürnberg herausgekommen ist. Ueb.

Alle Moscheen haben ihren Imam, eine Art von Pfarrer, der den Gottesdienst besorgen muß. Ueberall finden sich in den verschiedenen Stadtvierteln Schulmeister. Diese Männer stehen in der Türkey in Ansehen, und man legt ihnen den Titel Effendi bey. *)

Ich gebe hier ein Verzeichniß der Truppen, woraus die Garnison von Kandia bestehet.

Fünf Kompagnien Jenissären, die auf keine bestimmte Anzahl von Köpfen gesetzt sind.

Fünf und zwanzig Kompagnien Jerli, jede von 120 Mann.

Zwo Kompagnien Jsdarli.

Vier Kompagnien Kanonierer.

Vier Kompagnien Kavalerie.

Vier Kompagnien Freywilliger.

Eine Kompagnie Bombardierer.

Eine Kompagnie Minirer.

Zusammen 46 Kompagnien, welche ein Korps von beyläufig 10,000 Mann ausmachen.

Diese Truppen liegen zwar nicht alle in der Stadt, könnten aber doch in einem Augenblick darinnen versammlet werden. Sie bekommen ihren Sold genau alle Vierteliahre, ausgenommen die Jenissären, als bey welchen bloß die Officiere be-

*) Auch von diesen Aemtern und Benennungen ist die Abb. d. türk. H. nachzusehen. Ueb.

bezahlt werden. Die verschiedenen Ehrenstellen bey dieser Militz hängen nicht von dem Pascha ab, sondern werden von dem Kriegsrath, der theils aus noch dienenden, theils aus ausgedienten Officieren bestehet, vergeben. Man darf sie nicht länger als nur zwey Jahre bekleiden. Doch ist die Stelle eines Schorbaschi, welche zu Konstantinopel erkauft wird, lebenswührig. Der Aschdschi oder Küchenmeister behält auch sein Amt so lange, als es die Kompagnie zufrieden ist. Eine iede hat ihren Imam oder Geistlichen.

Die Garnisonen von Kanea und Retimo sind auf eben diesem Fuß eingerichtet, aber nicht so stark. Die erste bestehet ungefähr aus 3000 Mann, und die andre aus 1500. Allein da alle Knäblein der Türken (in der Insel) gleich bey ihrer Geburt als Glieder des Jenissärenkorps angesehen werden, so würde die Anzahl dieser Soldaten in Kriegszeiten weit stärker seyn. Diese Militz ist aber nicht sehr furchtbar. Die meisten haben in ihrem Leben kein Pulver gerochen. Man exercirt sie nicht in den militärischen Evolutionen, und diese schreckliche Kunst, welche in unsern Tagen einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, ist ihnen ganz unbekannt. Sie verfähret nach sichern Regeln, und sieget leicht über die Anzahl und die blinde Stärke.

Ein Pascha von Kanea, welcher sich in dem vorigen rußischen Kriege hervorgethan hatte, wollte die Geschicklichkeit der Kanonierer dieser Stadt

auf

auf die Probe stellen. Zu dem Ende ließ er eine Barke auf eine halbe Meile von der Stadtmauer in die See setzen. Sie wurde mit einem Anker bevestiget, und oben darauf ein grosses Faß gestellet. Die See war ruhig, und das Ziel ganz deutlich zu erkennen. Er setzte einen Preis für denjenigen aus, der sie herunter schiessen würde. Die Kanonierer schossen alle Tage darnach, ohne weder das Faß, noch die Barke zu treffen.

Die Paschen von Kanea und Retimo sind, so weit sich ihre Gouvernements erstrecken, eben so strenge Herren, wie der zu Kandia. Sie geniessen eben derselben Vorrechte, und ihr Staatsrath bestehet aus eben solchen Beamten. Diese Gouverneure denken bloß darauf, wie sie sich in kurzer Zeit bereichern mögen, und wenden alle Mittel an, um von den Griechen, die auf eine ganz unbeschreibliche Weise bedrückt werden, Geld zu ziehen. Man kann sagen, daß diese Elenden sich selbst in die Fesseln liefern, welche sie schleppen. Der Neid, der sie frißt, giebt ihnen unaufhörlich die Waffen in die Hände. Wenn einer unter ihnen sich in guten Umständen befindet, so trachten sie, wie sie ihm etwas zur Last legen mögen, verklagen ihn dann bey dem Pascha, und dieser macht sich ihre gegenseitige Feindschaft zu Nutze, und zieht das Vermögen beyder Partheyen an sich. Es scheint als seyen sie durch dem Druck, unter welchen sie leben, versauert und keiner edlen Gesin-

nun-

nungen mehr fähig. Wiederhohlte betrübte Beyspiele, die sie vor Augen sehen, bewirken dennoch keine Besserung bey ihnen.

Es ist nicht zu verwundern, daß unter einer solchen barbarischen Regierung die Anzahl der Griechen von Tag zu Tag abnimmt. Man zählet ihrer iezt kaum 150,000, von welchen 65,000 den Charatsch bezahlen. *)

Obgleich die Türken nur erst seit etwa 120 Jahren im Besitze der Insel sind, so haben sie sich doch, da sie nichts von solchen Plackereyen wie die Griechen erfahren, vermehret und ihren Wohlstand auf dem Ruin der Ueberwundenen gebauet. Ihre Anzahl belauft sich auf 200,000. Die Juden sind nicht gar zahlreich, indem sie nicht mehr als 200 ausmachen. Also in allem 350,200 Seelen.

Wen muß es aber nicht befremden, daß eine Insel, die über 250 Meilen im Umkreis hat, nur so wenige Einwohner enthält? läßt nicht eine solche geringe Anzahl von Menschen auf die Gebrechen einer verderblichen Regierung schliessen? Ich weiß wohl, daß Kreta von hohen Bergreihen durchkreutzt wird, wo natürlicher Weise die Einwohner nur dünne gesäet seyn können. Aber man

*) Der Charatsch ist, wie schon gemeldet worden, der Tribut, welchen der Großherr von allen seinen Unterthanen, die keine Muhammedaner sind, erhebt. Nur die erwachsenen Mannspersonen zahlen ihn, Weiber hingegen und Kinder sind davon frey.

man trifft doch auch darinn fruchtbare Thäler und weitläuftige Ebenen an, die ausnehmend viele Produkte liefern können. Es mangelt diesem Lande an nichts, ausser nur an Arbeitern und Ackersleuten, deren Fleiß unterstützet würde. Es könnte viermahl mehr Einwohner ernähren, als es wirklich heut zu Tage enthält.

In den alten Zeiten war Kreta wegen seiner hundert Städte berühmt. Die Erdbeschreibung hat ihre Namen und ihre Lage aufbehalten. *) Manche dieser Städte besassen 30,000 Bürger. Wenn man auf eine iede sechs tausend rechnet, so wird man, wie mich dünkt, eher zu wenig als zu viel ansetzen. Nach diesem Anschlag kämen also auf die hundert Städte 600,000 Einwohner. Setzt man die in den Flecken, Dörfern und auf dem Lande wohnenden Kretenser auf eine gleiche Anzahl, so machten sie mit ienen zusammen 1200,000 aus. Diese Anzahl möchte nicht übertrieben seyn. Als die Venetianer das Königreich Kandia innen hatten, zählten sie darinnen 996 Dörfer. Und so ernährete denn Kreta, als es noch seine Freyheit genoß, 849,800 Bürger mehr, als heut zu Tage. Allein seit ienen glückseeligen Zeiten hat es unter dem Joche der Römer seine Gesetze verlohren; es hat

*) Die Städte Knossus, Gortyna und Cydon müssen iede über 30,000 Bürger enthalten haben, nach ihrer Macht und nach dem Umfang, den ihnen die Geschichtschreiber beylegen, zu urtheilen.

hat unter den Regierungen lasterhafter Beherrscher des griechischen Kayserthums geseufzet; es ist 20 Jahre hindurch von den Arabern verwüstet worden; es ist dann unter venetianische Botmässigkeit gekommen; es ist endlich dem Despotismus der Ottomanen unterworfen worden, welche in alle von ihnen eroberten Ländern eine erschreckliche Menschenverheerung gebracht haben.

Ich kann hiezu einige Belege beybringen. Als Kandia den Venetianern zugehörte, waren die Städte Sitia, Gira-Petra, Cisamo, Spachia mit Einwohnern angefüllt. Heut zu Tage aber sind es nur elende Dörfer, deren Vestungswerke zerstört und deren Häven verstopft sind. Kandia, die Hauptstadt des Königreichs, enthielt eine ganz ausnehmende Volksmenge. Sie trieb einen weit ausgebreiteten Handel mit Wein, Korn, Seide, Wachs rc., kurz sie war ein zweytes Venedig. Allein iezt ist sie fast öde.

Zwar ist durch die Türken während jenem 25 jährigen Krieg eine grosse Anzahl von Kandioten niedergemacht worden. Zwar hat die Pest, welche ihnen allenthalben auf dem Fusse nachfolget, und durch sie auch nach Kandia gebracht worden ist, eine noch grössere Menge weggeraffet. Allein wenn die ottomanische Regierung auf Menschenleben nur einigen Werth setzte, so hätte sie jene

Verheerungen während einem ganzen ruhigen und friedlichen Jahrhundert gar wohl wieder gut machen können.

Die Türken haben die Griechen bey der freyen Ausübung ihrer Religion gelassen. Allein sie verwehren ihnen, in ihren Kirchen und Klöstern eine Reparatur vorzunehmen. Wollen sie ja die Erlaubniß hiezu auswirken, so kostet es Geld, und es müssen den Paschen, die diese Erlaubniß verkaufen, beträchtliche Summen gezahlet werden. Die Griechen haben noch, wie ehehin, zwölf Bischöfe, von denen der vorderste den Titel eines Erzbischofes zu Gortyna führet. Er hat seinen Sitz zu Kandia, woselbst die Metropolitankirche befindlich ist. Er selbst wird von dem Patriarchen zu Konstantinopel erwählt, und vergiebt alle Bisthümer in der Insel. *) Er trägt eine dreyfache Krone auf dem Haupt, siegelt mit Roth, und haftet für alle Schulden seines Klerus. Um dieser Bürgschaft ein Genüge leisten zu können, besteuert er die andern Bischöfe, vornehmlich aber die Klöster, von denen er oft starke Schatzungen er-

*) Diese Bisthümer sind zu gegenwärtiger Zeit: Gortyna, Knossus, Mirabella, Hiera, Gira-Petra, Arkadia, Cherronese, Lambis, Milopotamo, Retimo, Kanea, Cisamo. Sie sind, nur mit einer geringen Verschiedenheit, noch eben diejenigen, als zur Zeit der byzantischen Kayser.

erhebt. Er wird als das Haupt der Griechen betrachtet, die er mit seinem schwachen Ansehen in Schutz nimmt. Er ists, an den sich die Regierung in wichtigen Vorfallenheiten wendet. Er allein unter seiner ganzen Nation genießt des Vorrechtes, zu Pferde in den Städten einzuziehen.

Der Oelbaum, dieser nützliche der Minerva geheiligte Baum ist beynahe ganz aus Attika verschwunden. Die Albanesen und die Türken, von welchen einmahl um das andre Griechenland verwüstet worden ist, haben sich bemühet, ihn auszurotten. Man hat mir versichert, daß sie innerhalb 20 Jahren 200,000 Stämme umgehauen haben. Wer mag sich ein solches barbarisches Verfahren einbilden? Oder wo findet man in den Kriegen der Alten etwas ähnliches? Auf solche Art ist Morea, diese unter der ehemahligen Herrschaft der Venetianer so fruchtbare und blühende Landschaft, zu einem armseeligen und elenden Lande geworden.

Der Insel Kreta ist kein solcher Unfall begegnet. Die Oelbäume, welche einen sandigten Boden, ein gemässigtes Klima, und die Nähe der See lieben, wachsen häufig auf den Hügeln und auf der Ebene. Nie wird die Kälte so heftig, daß sie ihnen schaden könnte, und die Wärme ist stark genug, daß ihre Früchte völlig auszeitigen können. Man findet einige, welche so alt aussehen, als der

Boden, der sie trägt. Sie werden sehr dickstämmig, und erreichen eine Höhe von 50 Fuß. Die Früchte, welche sie geben, machen den vornehmsten Reichthum der Einwohner, und ihren stärksten Handelszweig aus. Man erhält nicht ein Jahr so viel Früchte, wie das andre, sondern gemeiniglich alle 2 Jahr eine reichliche und eine mittelmässige Erndte.

Ungeachtet die Einwohner entsetzlich viel Oel an ihren Speisen verbrauchen, besonders die Griechen, welche in ihren vier Fastenzeiten das Gemüse und die Fische, welche sie essen, damit zubereiten; ungeachtet die Türken zu Kanea, welche von einem Provenzalen *) Seife zu sieden gelernt haben, die sie nach der ganzen Levante ausführen, in ihren Siedereyen Oel nöthig haben; ungeachtet endlich eine grosse Menge eingemachter Oliven über Tische verzehret wird: so beladen dennoch die Türken alliährlich 24 Fahrzeuge mit Oel. Diese Fahrzeuge führen, eines in das andre gerechnet, 150 Tonnen, und ihre Ladung kostet ungefähr 90,000 Livres.

*) Die Einwohner von Kandia hatten in ihrer Insel keine einzige Manufaktur. Aber vor nicht gar langer Zeit hat sie ein Provenzale Seife zu sieden gelehret. Nun haben sie in Kanea verschiedene dergleichen Fabriken. Jener unpatriotische Franzose hat dem Handel der Marseiller grossen Abbruch gethan.

Livres. Von diesen Fahrzeugen gehören nur fünfe fremden Nationen an, und was sie ausführen, belauft sich also auf — 450,000 Livres.

Die 19 übrigen Schiffe sind von Marseille, und ihre Ladung beträgt — — 1,710,000 Livres.

Die in Kanea ansässigen französischen Kaufleute kaufen überdies alljährlich an Wachs und verschiedenen andern Artikeln ein, für 80,000 Livres.

zusammen 2,240,000 Livres.

Davon führen die Franzosen allein alljährlich 1,790,000 Livres aus. Hingegen führen sie ein um 450,000 Livres languedokische Tücher, und um etwa 100,000 Livres Zucker, Kafe, englischen Chalis ꝛc., zusammen 550,000 Livres. Wenn man diese Zahl von 1,790,000 abzieht, so ist die Handlungsbilanz zwischen Frankreich und der Insel Kreta zum Vortheil der leztern 1,240,000 Livres. Die Marseiller Handelshäuser zu Kanea stehen in Kompagnie mit denen zu Konstantinopel und Smyrna, und daher bezahlen sie jenen Ueberschuß mit den ottomanischen Piastern.

Da übrigens die aus Kreta ausgehenden Waaren meistens in Kanea geladen werden, als woselbst

selbst die Kauffahrteyschiffe der verschiedenen Nationen anlegen, so wird man, wenn man die Waaren, welche die Kretenser in ihren übrigen Häven zu Schiffe bringen mögen, höchstens auf ein Drittel anschlägt, eher zuviel als zu wenig thun, und so wäre denn die ganze Summe 2,986,666 Livr.

Ein solcher Handel ist denn doch wohl für eine Insel von so grossem Umfange nicht gar beträchtlich. Die Sache verhält sich so. Er ist in den Händen der Türken, welche nichts von den Künsten und vom Ackerbaue verstehen, und der Griechen, welche, da sie unzähligen Bedeckungen ausgesetzt sind, keinen Muth haben, etwas für das gemeine Beste oder zu ihrem eigenen Vortheile zu unternehmen. Ferner ist die Anzahl der Einwohner zu geringe, als daß alle Ländereyen angebauet werden könnten. Es geschieht einem wehe dabey, wenn man durch drey bis vier Meilen lange Ebenen kommt, die von Bächen bewässert werden, und dennoch nicht die geringste Spur von Ackerbau zeigen. Vortreffliche Thäler, worinn der Boden eine Menge Gesträuche und wilder Pflanzen treibet, bleiben unbearbeitet liegen, weil es an Ackersleuten, an Aufmunterung und Fleiß fehlet. Der träge Türke lebt mitten zwischen seinen Landgütern, ohne daran zu denken, wie er sie erweitern wolle, und wenn der Grieche die Erlaubniß erhält, ein Stück Feldes urbar zu machen, und

er

er hat es mit seinem Schweiße getränkt, und fängt nun wirklich an, die Frucht seiner sauern Arbeit zu geniessen, so kommt der benachbarte Gutsherr, und bemächtiget sich desselben. Indessen haben doch seit einigen Jahren die Eigenthümer der Gegenden um Kanea, nachdem sie durch die Betrachtung ihres eigenen Vortheils klüger geworden sind, einige Oelpflanzungen angelegt.

Als das Königreich Kandia den Venetianern gehörte, war es an Korn so fruchtbar, daß die Einwohner nicht nur genug zu leben hatten, sondern auch noch davon ins Ausland verführen konnten. Jetzt aber empfängt diese Insel selbst Korn aus andern Ländern, und ich habe verschiedene mit solchem Gut beladene Schiffe zu Kanea ankommen gesehen. Man kann diese Unfruchtbarkeit nicht dem Boden beymessen. Er wird noch immer von eben der Sonne beschienen, und von eben den Bächen bewässert. Nein, sondern die Schuld liegt einzig und allein an der tyrannischen Beschaffenheit der Regierung.

Verschiedene höchstwichtige Artikel, welche die Handlung der Kretenser ganz ausnehmend erweitern könnten, werden fast gänzlich aus der Acht gelassen. Der Maulbeerbaum wächst in der Insel zum Bewundern, und der Seidenwurm wird darinn ohne Mühe gezogen. Die Baumwolle, die man dort ziehet, ist von guter Beschaf-

 fen-

fenheit. Die dasige Thierwolle ist zwar nicht sehr fein, aber doch im Ueberflusse vorhanden. Allein es findet sich in diesem Lande weit und breit keine einzige Manufaktur, durch welche iene so vorzüglichen Materialien verarbeitet werden könnten. Daher bekümmert man sich gar nicht um ienes Insekt, von welchem die Seide kommt. Daher ziehet man Baumwolle und Flachs nur in geringer Quantität, und niemahls wird es einem Türken begreiflich werden, daß man unter einem so günstigen Himmel, wo es angehet, die Heerden das ganze Jahr hindurch ohne ein Obdach eingepfercht zu halten, gar wohl durch weise Anstalten, wenn man die Racen mit einander vermischte, und bey ihrer Fütterung die gehörige Sorgfalt bewiese, eine solche schöne Wolle erhalten könne, welche der spanischen gleichkäme.

Was für Vortheile würde nicht eine gebildete Nation von einer Insel ziehen, die ausserdem, daß sie die vornehmsten Bedürfnisse des Menschen befriedigte, ihm noch dazu alles das gewährte, was zu seinem Nutzen, Vergnügen, ia sogar zum Luxus dient! Wie weit würde er nicht diese verschiedenen Handelszweige verbreiten! Was würde er nicht durch Manufakturen gewinnen, worinn iene Materialien verarbeitet werden könnten! Die köstlichen und so wenig bekannten Landweine würden allenthalben in der Insel angepflanzet werden.

Ihre

Ihre Tannen- Cedern- und Eichen- Wälder würden sorgfältig unterhalten, und davon Schiffe gebauet werden. Die Ackersleute würden sich durch die Hoffnung, einst die Früchte ihrer Arbeit zu geniessen, ermuntern lassen, grosse Stücke Landes, die nun der Unfruchtbarkeit überlassen werden, urbar zu machen, sie würden Getreyde von allerley Gattungen säen, die Zahl ihrer Pflanzungen vermehren, und eines Theils den Staat bereichern, andern Theils aber mit ihren zahlreichen Familien in Ueberfluß leben. Die Menschen würden sich in dem schönsten Klima von der Welt ausnehmend vervielfältigen. Aus den Dörfern und Flecken würden zum zweytenmahl volkreiche Städte werden. Die Künste würden in ihr altes Vaterland zurückkehren, und darinn aufs neue blühen. Kurz das stolze Kreta würde wieder von seinen Ruinen aufstehen. Um eine solche Verwandlung zu bewirken, bedarf es weiter nichts als die Begünstigung einer weisen Regierung.

Diese Betrachtungen sind keineswegs blosse Träume eines hochfliegenden Geistes, oder eines Reisenden, der das Land nur flüchtig durchgelaufen ist. Ich bin 15 ganzer Monate lang in der Insel Kandia herumgereiset. Ich habe die dasigen Gebirge und Ebenen besucht, kenne ihre Produkte, weiß, wie leicht sie vermehrt werden könnten, und kann versichern, daß es in der ganzen Welt kein Land

giebt, welches so viele wahre Güter beysammen besitzt. Man stelle sich vor, wie die grünen Bäume der kalten Erdgegenden den Gipfel der kretischen Gebirge bekränzen; wie die nicht gar zu hohen Berge mit Fruchtbäumen, die in unseren Klimaten wachsen, *) besetzt sind; wie die Hügelrücken mit Weinstöcken prangen, deren Traubensaft eben so mannigfaltig als lieblich ist; wie die Thäler mit Fruchtbäumen bepflanzt sind, welche wohlschmeckende Früchte geben und grossentheils unter dem heissen Erdgürtel fortkommen; wie die Ebenen mit allen Arten von Getreyde, welche die Erde trägt, bereichert sind. Man bedenke, daß die Natur ihre schönsten Seehäven, Palio-Kastro unter dem Kap Salomon, Spina-Longa, Suda, Grabuga, an der nordlichen, östlichen und westlichen Seite der Insel angebracht hat, gleichsam als ob die Insel nach allen Welttheilen Handlung treiben sollte. Und nun will ich nur noch dieses beyfügen, daß Kreta, indem es beynahe gleich weit von Europa, Asia und Afrika liegt, in Verkehr mit diesen drey Theilen der Welt stehen kann,

*) Der Aepfel-Kastanien. Birn- und Kirschenbaum kommen auf den Hügeln von Kreta zum Bewundern fort, und tragen Früchte. Wenn diese letztern nicht so gut sind, als die unsrigen, so ist die Schuld nicht sowohl der Beschaffenheit des Bodens, als der Trägheit einer Nation, welche nichts vom Baumbelzen verstehet, beyzumessen.

und meinem Bedünken nach sich keine günstigere Lage finden lässet.

Anhang.

Ich verließ Kreta, und machte eine Excursion in den Archipel.

Ich bestieg ein solches, nur mit einem Boden versehenes Fahrzeug, worinn die Griechen in der schönen Jahrszeit an den Küsten hinzufahren pflegen. Der ältere Sohn des französischen Vice-Konsuls in Argentiera, Herr Brest, und zween Handelsleute, die nach Konstantinopel reiseten, waren meine Gefährten. Das Schiff, das wir bestiegen, war nur 15 Schuh lang und 5 breit, und hatte keine Kammer, keinen Raum zwischen dem Verdeck. Man mußte sich auf dem Oberloff aufhalten, welcher der gänzlichen Sonnenhitze ausgesetzt ist, und auch des Nachts in einen Mantel gehüllet darauf schlafen. Ein einziger Windstoß könnte es umschmeissen. Wenn das Meer nur im geringsten unruhig wird, so gehen die Wogen darüber hin. Man wartet daher bis zur Abreise auf einen günstigen Wind, und dann fliegen diese leichten Barken auf der Oberfläche der See dahin. Sie führen Seegel und Ruder, so daß der Vortheil doppelt ist.

Mit

Mit Aufgang der Sonne hatten wir den Haven Suda verlassen. Ein kühler Wind bließ unsre dreyeckichten Seegel auf, und wir durchschnitten die Oberfläche des Gewässers. Unser Lauf war nach Argentiera gerichtet. Lange sahen wir hinter uns das stolze Haupt des Kap Melek und das hohe Gebirg von Spachia, das sich in den Wolken verbarg. So wie wir weiter vorrückten, wurden sie am Horizont immer kleiner. Um Mittag verschwanden sie gänzlich, und wir sahen nun um uns her nichts mehr als die unermeßliche Fläche der See.

Wenn man das erstemahl in dergleichen kleinen Fahrzeugen reiset, welche gegen die weite See, die man um sich hat, nur wie Nußschaalen anzusehen sind, so wird man von Entsetzen ergriffen. Indem man auf dem Verdeck sitzet, berühret man mit der Hand das Wasser, welches den Bord mit Schaum überzieht. Man befürchtet in den Abgrund hinunter zu stürzen, und sucht mit seinen Blicken am Gesichtskreise einen Zufluchtsort gegen den Sturm. Allein man entdeckt nichts als Himmel und Wasser, und eine schauderhafte Empfindung fährt durch die Seele. Doch die Erfahrung hat diese vergebliche Furcht bald veriagt, und der Mensch, der sich an alles gewöhnt, findet ein Vergnügen daran, mit so schwachen Hilfsmitteln der Wuth der Wellen zu trotzen. Da indessen die Griechen

alle

alle Häven in dem Archipel kennen, und sich von der Klugheit leiten lassen, so treiben sie gleich, wann ein Sturm sich erhebt, vor dem Winde hin, und suchen in der nächsten besten Insel Schutz und Sicherheit. Nicht weniger klug, als ihre Vorfahren,*) verwahren sie den Winter hindurch ihre Fahrzeuge in den Häven, und warten auf die schöne Jahreszeit, um sich alsdann aufs neue dem unbeständigen Elemente anzuvertrauen.

Den ganzen Tag lang blieb der Himmel heiter und der Wind günstig. Unser Fahrzeug durchstriech die glatte Fläche, und um 9 Uhr Abends legten wir uns nach einem Wege von 30 Seemeilen in dem Haven von Argentiera vor Anker. Herr Brest führte uns zu seinem Vater, von welchem wir mit vieler Höflichkeit empfangen und bewirthet wurden.

Ich war von Kanea in der Absicht abgegangen, um mich nach Konstantinopel zu begeben. Bey unsrer Ankunft in Argentiera hörten wir, daß in jener Stadt die Pest wütete. Deswegen gab ich sogleich mein Vorhaben auf. Meine Reise-

*) Da die alten Griechen und Römer keine so wohl ausgerüsteten Schiffe, wie wir, hatten, auch mit denselben sich nicht den Stürmen aussetzen durften, so schifften sie niemahls im Winter, sondern warteten, bis im Frühjahr die schöne Zeit wiederkehrte.

segefährten, die daselbst zu thun hatten, redeten mir umsonst zu, die Reise mit ihnen fortzusetzen. Ich hatte schon einmahl das Pestübel in der Nähe kennen gelernt, und die schröcklichen Scenen, die sich damahls vor mir öffneten, waren noch immer nicht in meinem Gedächtniß verwischt. Mich dünkte, ich sähe Unglückliche, wie vom Donner gerührt, plötzlich todt niederfallen, andre, die Augen verdrehen und gleich Berauschten, über den ganzen Körper erhitzt, in den Anfällen eines schröcklichen Wahnsinnes ihren Geist aufgeben. Ich hörte das Geschrey der Frauen, und das Heulen der gedungenen Klagweiber. Solche traurige Anblicke und das Entsetzliche derselben, daran mich meine Einbildungskraft immer erinnerte, machte mich unbeweglich. Ich widerstund allen Bitten, wünschte meinen Gefährten eine glückliche Reise, und blieb in Argentiera.

Argentiera.

Diese kleine Insel, welche ehehin Cimolis hieß, hat nur 6 Meilen im Umfang. Der Boden ist ausserordentlich dürre, und es mangelt gänzlich an Quellen. Man findet in der Insel bloß Cisternenwasser, oder solches, das von der nicht weit entlegenen Insel Melos hergebracht wird. Berge, Thäler und das offene Land sind ganz von Bäumen entblößt, und nirgends findet man

man einen Schatten gegen die Sonnenhitze. Die Venetianer haben, während ihrer Kriege mit den Türken, alle Oelbäume umgehauen, und dadurch der Insel einen unersetzlichen Schaden zugefügt. Denn die Inwohner getraueten sich nicht neue Pflanzungen anzulegen, aus Furcht, daß sie noch einmahl so viel Tribut entrichten müßten. So geht die türkische Regierung mit ihren Unterthanen um. Sie dürfen nur ein wenig Industrie blicken lassen, so wird eine neue Auflage gemacht, und der Fleiß in seinem Entstehen erstickt.

Man sieht in Argentiera nichts als Hügel, die voller spitziger Felsen und von allem Grün entblößt sind, und Thäler, worinn traurige Gesträuche und stachlichte Gebüsche wachsen. Der Boden ist meistens mit einem weissen und fetten Thon bedeckt, welchen die Alten cimolische Erde nennten, und die Einwohner statt der Seife zum Waschen ihres leinenen Zeuches gebrauchen. Der dürre Boden scheint gar nicht zum Ackerbau zu taugen. Indessen liefert er doch den fleissigen Einwohnern so viel, als sie zu ihrem Unterhalt brauchen. Sie säen zu Anfang des Herbstes, welches die Regenzeit ist, Gerste und Rocken, und erndten im März. Die auf den Hügeln gepflanzten Weinstöcke geben ihnen nur Tischwein. Andre Weine hohlen sie aus Santorin, Milo und andern Inseln des Archipel. Sie ziehen Federvieh,

Ziegen,

Ziegen- und Schaafheerden, deren Fleisch vortrefflich ist. Das Land versorgt sie auch reichlich mit Wachteln, Hasen und Rebhühnern. Die Weiber stricken wollene Strümpfe, und die Mannspersonen geben sich mit dem Fischfang und der Schifffahrt ab. Man fängt um die Insel herum sehr gute Fische, besonders Rothfedern, deren Fleisch sehr schmackhaft ist.

Die Einwohner des Dorfes Argentiera machen ungefähr 500 Personen aus. Man kann zwar nicht sagen, daß sie sich in sonderlichem Wohlstande befinden; indessen mangelt es ihnen doch bey ihrem Fleisse nicht an den nothwendigsten Stücken. Diese kleine Insel seufzt nicht unter dem Staabe türkischer Beamten. Man siehet daselbst weder Aga noch Kadi. Die Türken getrauen sich nicht, sie zu bewohnen, weil sie kein einziges Fort hat, wodurch die Malthefer abgehalten werden könnten, sie in die Gefangenschaft zu führen. Die Korsaren derselben kommen von Zeit zu Zeit dahin, um durch Schmausereyen und allerley Ergötzlichkeiten das Geld, welches sie den Muhammedanern abgenommen haben, zu verzehren. Es ist das ein Tribut, welchen sie den Schönen von Argentiera zollen. Mit einem Worte, die Griechen, welche ienen Felsen bewohnen, wären glücklich daran, wenn sie nur der Kaputan-Pascha bey den iährlichen Kontributionen, die er, manchmahl mit vieler

vieler Schärfe, von den Inseln im Archipel erhebt, aus der Acht lassen wollte. Ausser der Kopfsteuer, welche alle Griechen zu geben schuldig sind, verlanget er noch Geschenke, welche zuweilen so viel als der Tribut betragen. Seine Unterbeamten wissen seinem Beyspiele aufs Beste nachzufolgen. Solche Plackereyen ziehen die traurigsten Folgen nach sich, und versetzen die Insulaner in das äusserste Elend.

Die Griechen in Argentiera haben eine lächerliche Tracht. In Frankreich siehet man auf einen netten und kleinen Fuß. Allein die Schönen von Argentiera denken hierinn ganz anders. Sie machen sich dicke Beine, indem sie einige Paar Strümpfe anziehen. Es sieht aus, als ob sie Stiefel anhätten, und sie halten einen solchen Anzug für einen Putz. Damit ja nichts von diesem Putz dem Auge entgehe, so reichen ihre Röcke nur ein paar Finger breit unter das Knie herab. Sie sind so gemacht, daß ihre Taille dadurch gänzlich verstellet wird, und die schönen Proportionen, womit die Natur ihren Körper begabet hat, sich im geringsten nicht verrathen. Ich weiß nicht, was sie zu einer so lächerlichen Kleidung veranlaßt hat. Wenn man sie deshalb zur Rede setzt, so berufen sie sich auf ihre Großmütter, die sich auch also gekleidet haben. Uebrigens sind sie meistentheils munter, aufgeweckt und artig.

Vor Argentiera liegt eine lange dürre Klippe, welche die verbrannte Insel heißt. In dem Kanal dazwischen finden die Schiffe einen guten Ankerplatz. Die kleinen Fahrzeuge legen sich in dem Haven, wo der Grund tief genug für sie ist, vor Anker. Dies ist der einzige Ort, wo man leicht anlanden kann. Denn übrigens ist das Ufer um die ganze Insel herum steil und mit unzugänglichen Felsen besetzt. Das Dorf, welches zu oberst auf einem hohen Hügel liegt, hat die Aussicht nach der See. Dieser Hügel ist sehr jähe. Würde man darauf eine Batterie mit Kanonen anlegen, so könnte unmöglich ein Feind hinaufkommen.

Milo.

Zu Argentiera sieht man die Insel Melos, die nur eine halbe Meile davon entfernt ist, frey vor sich liegen. Sie heißet heut zu Tage Milo oder Mila. Sie hatte ehemahls eine von den Phöniciern erbaute Stadt gleiches Namens. Ohne Zweifel wurde iene seefahrende Nation durch die Schönheit ihres Havens hingelockt, und errichtete daselbst eine Niederlage ihrer Handelswaaren. Dieser Haven, dessen Mündung nach Nordwesten siehet, ziehet sich zwischen den Ufern landeinwärts, indem er einige Krümmungen macht, und breitet sich auf einmahl in ein geräumiges Becken aus. Schiffe von ieder Grösse können darinn

sicher gegen alle Winde liegen, und er ist für die zahlreichste Flotte breit genug.

Diese Insel war ehemahls fruchtbar und volkreich. Seit der Zeit aber, da sie unter das türkische Joch gekommen ist, hat sie abgenommen. Tournefort, der sie A. 1700 besucht hat, macht zwar noch eine sehr vortheilhafte Beschreibung von derselben. Allein, wenn er iezt wieder nach Milo käme, so würde er die schöne Insel nicht mehr kennen. Er würde wohl noch das Federweiß finden, welches in silbernen Fäden an dem Gewölbe der Höhlen herabhängt; Stücke von unvermischten Schwefel, welche die Felsenritzen ausfüllen; eine Menge mineralischer Quellen, warme Bäder, und die unterirdischen Feuer, welche zu seiner Zeit den Boden erhitzten und fruchtbar machten. Allein anstatt der 5000 Griechen, welche damahls Kopfsteuer bezahlten, würde er iezt in einem Umfange von 18 Meilen nicht mehr als etwa 700 Einwohner antreffen. Es würde ihn schmerzen, daß die besten Felder ganz ungebauet liegen, und fruchtbare Thäler sich in Moräste verwandelt haben. Denn seit 50 Jahren hat Milo eine ganz andre Gestalt bekommen. Die Pest, welche von den Türken überall hingebracht wird, hat einen Theil der Einwohner weggerafft, und die elende Regierung der Pforte, nebst den Bedrückungen des Kaputan-Pascha, haben das übrige beygetragen. Jetzt fehlt

es an Händen, um den Gewässern einen freyen Ablauf zu bereiten. Sie bleiben in den Thälern stehen, werden stinkend, und verderben die Luft durch ihre faulen Ausdünstungen. Die Salzlachen, welche sich in Ermanglung der nöthigen Vorkehrungen vermehret haben, bringen eben eine solche Wirkung hervor. Zu diesen Uebeln kommen noch die schwefelichten Dünste, welche allenthalben aufsteigen, so daß man sich daher nicht wundern darf, daß die Milioten jährlich 9 Monate lang mit heftigen Fiebern heimgesucht werden. Vielleicht werden sie gar noch einmahl aus ihrem Vaterlande auswandern müssen. Sie sehen alle im Gesichte gelb, bleich, bleyfärbig aus, und kein einziger hat eine gesunde Farbe. Ein vorsichtiger Reisender wird sich nie lange in einem so ungesunden Lande aufhalten, wo er so leicht das Fieber an den Hals bekommen kann. Manchmahl darf man nur über Nacht in der Insel bleiben, manchmahl wohl nur einen Tag lang sich darinn aufhalten, so ist man schon angesteckt.

Eine weise Regierung könnte den Uebeln steuern, wodurch Melos verwüstet wird. Sie müßte zuerst darauf bedacht seyn, ein Lazareth zu errichten, und von der Pest angesteckten Schiffen die Landung zu verwehren. Hernach müßte sie Kanäle eröffnen, um die Moräste, deren Ausdünstungen so schädlich sind, abzuführen. Dann wür-

de die Insel wieder volkreich werden. Denn die dasigen schwefelichten Ausdünstungen sind nicht schädlich. Sie waren schon zur Zeit der Alten und dennoch war die Insel stark bevölkert. Tournefort, der dieselbe zu einer Zeit bereisete, da es seit der Eroberung der Türken noch nicht so lange her war, und diese noch nicht Gelegenheit gehabt hatten, sie zu verheeren, zählt ungefähr 20,000 Einwohner. Man muß daher die Verwüstung von Melos einzig und allein dem Despotismus der Pforte und ihrer abscheulichen Policeyverwaltung zuschreiben. Man mache mir nicht den Vorwurf, daß ich die Ottomanen mit allzu schwarzen Farben male. Ich bin durch ihr Reich gereiset; ich habe die mannichfaltigen Uebel, welche sie den Wissenschaften, den Künsten, den Menschen zufügen, mit Augen gesehen; ich habe bemerket, daß sie die Pest von einer Insel in die andre, von einem Land in das andre bringen, ohne sich das Beyspiel aller übrigen Nationen zur Lehre dienen zu lassen: und ich sollte mich nicht über die Sorglosigkeit einer so barbarischen Nation beschweren? Ich sollte nicht ihren Fatalismus anklagen, der solche Verwüstungen veranlaßt? Ich sollte nicht mit Flammenzügen die Verbrechen ihrer Regierung schildern, einer dem menschlichen Geschlechte so gehässigen Regierung, die weit mehr Menschen den Untergang gebracht hat, als die Wuth ihrer Eroberer? Mein Herz wird bey dem An-

Anblick solcher betrübten Gegenstände gepreßt und seufzet, mein Blut geräth in Wallung, und ich möchte ganz Europa gegen diese Türken aufwiegeln, die, nachdem sie von den Bergen Armeniens herabgekommen sind, auf ihrem Wege die Nationen unter die Füsse getreten haben, und durch Ströme von Menschenblut bis zum Throne von Konstantinopel gewadet sind. Alle die schönen Länder, die sie bewohnen, haben das ihnen eigene wilde Wesen nicht mildern können. Die Gewalt ist ihr Gesetz, und der Säbel ihre Justiz.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Savary, Claude,

Reise durch Griechenland

Nürnberg 1821

It.sing. 1418 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468984-4